



Kanton Zürich
Direktion der Justiz und des Innern

WENDEPUNKTE

THEMA JUGEND



Die Jugend, Alter

Sagt dir «Brat Summer» etwas? Ich verstand nur Bahnhof, als ich den Begriff im Interview mit Maura Gysin von der Fachstelle Gleichstellung bei der Arbeit an diesem Heft zum ersten Mal las.

«Brat Summer» steht für junge Frauen, etwas rotzig, die aber vor allem sich selbst sind, ehrlich und gradlinig, selbstbewusst.

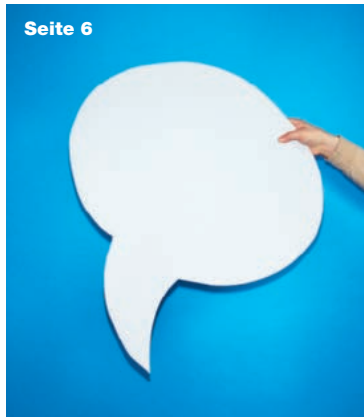
Darum geht es im Heft, das du in Händen hältst: die Jugend, ihre Kraft, ihren Erfindungsreichtum und ihre Rolle in der Gesellschaft – und in der Direktion JI im Speziellen. Bei unseren Nachforschungen sind wir auf graue Trainerhosen gestossen, das kinderfreundliche Wauwil und auch auf 20-Kilogramm-Kugelhanteln im Staatsarchiv.

Es geht um Jugendliche, die krumme Dinge gedreht haben, die aber nicht harte Strafen brauchen, sondern Menschen, die sich mit ihnen auseinandersetzen.

Hast du das Bild auf dem Cover betrachtet? Es ist eines von Tausenden von Klassenfotos, die in den Beständen des Staatsarchivs lagern. Wir haben uns stundenlang durch Fotos geklickt, gelacht und gestaunt, wie viel diese orchestrierten Bilder über Zeit und Menschen aussagen. Bist du auch im Kanton Zürich zur Schule gegangen? Dann findest du wahrscheinlich auch Fotos deiner Klasse. Der QR-Code hinten auf dem Heft führt dich hin.

Benjamin Tommer

Seite 6



Seite 6

Bis der Funke überspringt

Viele junge Menschen mögen nicht abstimmen. Kann man das ändern? «Ja», glauben die Freiwilligen vom Projekt «Rede mit!».

Seite 12

«Eine Romantisierung von Lebensmodellen in den Sozialen Medien kann wichtige Entscheidungen beeinflussen»

Maura Gysin von der Fachstelle Gleichstellung über Trends wie «Tradwife» und Rollenbilder in den Sozialen Medien.

Seite 14

Wir für die Jugend. Die Jugend für uns

Die Jugend fasziniert. Die Jugend irritiert. So war es schon immer. So wird es immer sein. Vor allem aber: Die Gesellschaft braucht die Jugend.

Seite 18

Gemeinsamer Nenner

Wie heisst die jüngste Gemeinde im Kanton? Was ist ein Jugendquotient? Zahlen und Fakten zum Thema Jugend.

Seite 20

«Die Arbeit an sich selbst ist für jugendliche Straftäter ein Graus»

Roland Zurkirchen, Leitender Oberjugendanwalt, über die Kritik am Jugendstrafrecht, Prävention und den Umgang mit der Empörungskultur.

Seite 26

Toll, toller, tol(l)erant

Jung, offen, aufgeschlossen. Oder? Die Jugend und die Polarisierung.

Seite 20



Impressum

Herausgeber Generalsekretariat JI, Abteilung Kommunikation, kommunikation@ji.zh.ch

Redaktion und Gestaltung Panda & Pinguin GmbH | Benjamin Tommer | Fabio Melliger | Oliver Baumann

Erscheinungsdatum Februar 2025 **Druck** Erni Druck | Klimaneutral gedruckt | Alle Rechte vorbehalten.



Seite 28

Seite 28

Sie bindet, was im Staatsarchiv ewig halten soll

Zoé Emmenegger trägt dazu bei, dass sich jede Generation ein Bild der Geschichte machen kann.

Seite 32

Das reale Kinderparadies

Wie ein Label Gemeinden dabei hilft, zu überprüfen, wie kinderfreundlich sie wirklich sind.

Seite 34

Jugend ohne Gott?

Eine Generation stellt sich die Gretchenfrage: Wie haben es junge Menschen mit der Religion?



Seite 36

Seite 36

Grosse Klasse

Die Schulfotografen Hubert und Walter Haagmans haben über die Jahrzehnte Tausende von Zürcher Schulklassen fotografiert.

Seite 42

Martinsons Irrtum

Wie eine falsch verstandene Studie das Schicksal einer ganzen Generation junger Straftäter prägte.



Seite 46

Seite 46

Kopfüber ins Jungunternehmertum

Jedes Jahr werden im Kanton Zürich 9000 Firmen neu ins Handelsregister eingetragen. Karin Baltisberger gehört eine davon.

Seite 48

Forever young

Bücher, Filme, Alben für die (Ex-)Jugend.

Seite 50

Die Macht der Jugend

Eine kleine Geschichtslektion. Ausgehend von einer grauen Jogginghose.

Bis der Funke überspringt

**Viele junge Menschen mögen nicht
abstimmen. Kann man das ändern?**

**«Ja», glauben die Freiwilligen
vom Projekt «Rede mit!».**



**Mit guten
Argumenten für
die Demokratie:
«Rede mit!».**

Von Andrea Bleicher (Text) und Dan Cermak (Fotos)

Trotz aller Widerstände engagieren sie sich, glauben an Veränderung, wollen eine gerechtere Politik. Sie geben ihre Freizeit, kämpfen für ihre Ideen. Das sind drei Geschichten von jungen Menschen, die angetreten sind, um etwas für die Demokratie zu tun. Und sich im Projekt «Rede mit!» zusammenfanden.

ANNETTE SCHAUDT, 19

«Bullshit», sagt Annette Schaudt und doppelt nach einer kurzen Pause nach. «Bullshit». Was die sonst so bedachte Studentin nervt, ist die Idee, einfach nichts zu tun. Die jungen Leute, die den Volksabstimmungen und Parlamentswahlen fernbleiben, zu ignorieren. Zu akzeptieren, dass sie vielleicht einfach nicht wollen. Aufzugeben.

«Je ausgewogener alle verschiedenen Bevölkerungsgruppen politisch vertreten sind, desto besser funktioniert unsere Demokratie», sagt Schaudt. Wenn man das so betrachtet, hat die Demokratie in der Schweiz ein Problem. Ein gewaltiges.

Denn: Die Stimmbeteiligung liegt bei den 18- bis 25-Jährigen jeweils ein Drittel tiefer als bei der Gesamtbevölkerung. Am fleissigsten wählen die über 65-Jährigen, vor allem die über 65-jährigen Männer.

Besonders – das zeigte eine Studie der Universität Zürich im Auftrag der Direktion der Justiz und des Innern – Berufsschülerinnen und Berufsschüler verweigerten den Urnengang. Als einen der Gründe gaben sie an, sich von der Komplexität der Vorlagen überfordert zu fühlen. Jargon wie «Emmissionsverminderungsziele» oder «Mobilfunklokalisierungen» in den Abstimmungsunterlagen schreckte sie zusätzlich ab.

«Niemand fühlt sich gerne dumm», erklärt Annette Schaudt. «Das Abstimmungsbüchlein, das ist schon nicht ohne.» Darum bringt sie Politik in die Klassenzimmer, engagiert sich im Projekt «Rede mit!». 2022 ins Leben gerufen, hat sich die Initiative vorgenommen, mit Podien und Debatten an Berufsschulen die politische Bildung zu stärken. Politikerinnen und Politiker präsentieren ihre Argumente zu aktuellen Vorlagen, machen die Themen nahbar. Eine «Arena» in anständiger. Vor einem Publikum, das mehr über das Streamen weiss als über das Ständemehr.

17 war Schaudt, als sie zum ersten Mal eine «Rede mit!»-Diskussion moderierte. Dann wurde sie im Herbst 2023 Nationalrats-Spitzenkandidatin der Jungen Grünliberalen des Kantons Zürich, wenig später Co-Präsidentin der Partei. Seither ist die Jungpolitikerin selbst Gast an den «Rede mit!»-Runden.

An acht Debatten hat Annette Schaudt im vergangenen Jahr teilgenommen, so vielen wie niemand sonst. Ist in ihrer Freizeit nach Dietikon, Zürich, Winterthur gereist, hat in Aulen argumentiert, Fragen zu Anti-Chaoten-Initiative, zum Autobahnausbau beantwortet. Klingt nicht nach Spass? «Mir macht es viel Freude», sagt sie.

Manchmal war sie jünger als ihre Zuhörerinnen und Zuhörer in den Berufsschulklassen. Für die, so Schaudt, sei es überraschend, dass jemand wie sie Politik mache. «Und nicht nur alte Männer irgendwo weit weg in Bern.»

Als «Pragmatikerin» und «Organisationsnerd» bezeichnet sich die Wettswilerin selbst. Auf ihre Auftritte bereitet sie sich akribisch vor, will für alles gerüstet sein. «Mega eingeschüchtert» sei sie gewesen, als sie als Schülerin vor ihrem ersten «Rede mit!»-Duell mit einem erfahrenen Politiker stand. «Dann habe ich aber gemerkt: Die Arrivierten sind zwar extrem versiert in den Dossiers, ich konnte aber so reden, dass mich die Schülerinnen und Schüler verstanden.»

Möglicherweise sind die Verständigungsschwierigkeiten zwischen Polit-Establishment und Jugend kein Zufall. Der deutsche Wirtschaftsprofessor Christian Scholz hatte schon 2014 geschrieben: «Die Generation Z ist keine Zielgruppe für Politiker.» Der demografische Wandel führe dazu, dass «angesichts der relativ geringen Anzahl potenzieller Wähler in dieser Gruppe die Kosten-Nutzen-Relation einfach zu schlecht ausfällt.»

Warum also trotzdem um die Jugend kämpfen? «Sie ist ja am längsten von allen politischen Entscheiden betroffen. Darum soll sie mitreden», sagt Schaudt. Die Berufsschülerinnen und -schüler erlebt sie als aufmerksam, ihre Fragen sind direkt. «Sie wollen wissen, wie viel Ende Monat im Portemonnaie bleibt, wenn eine Vorlage angenommen wird.» Und wenn ein Schüler dann doch vor versammeltem Publikum nach ihrer



«Wer mitreden will,
muss mitmachen.»

Gianluca Coccitti



«Niemand fühlt sich
gerne dumm.»

Annette Schaudt



«Wir müssen alle an
einem Strick ziehen.»

Micha Schächter

60 Debatten, 120 Politikerinnen und Politiker, 4000 Lernende

Eine Studie der Universität Zürich im Auftrag der Direktion der Justiz und des Innern zeigte im Jahr 2021: Die Jugend beteiligt sich politisch weniger stark als der Durchschnitt der Bevölkerung. Besonders Berufsschülerinnen und Berufsschüler bleiben Abstimmungen und Wahlen fern. Um Hemmschwellen abzubauen und das Interesse an der Politik zu wecken, rief die Koordinationsstelle Teilhabe des Kantons Zürich «Rede mit!» ins Leben. Das gemeinsame Projekt von Discuss it, easyvote und dem Jugendparlament Kanton Zürich, unterstützt durch die Koordinationsstelle Teilhabe und die Bildungsdirektion, fördert durch politische Debatten an Zürcher Berufsschulen den Austausch zwischen Lernenden und Politikern und Politikerinnen aller Parteien. Im Jahr 2024 fanden 60 Debatten an Zürcher Berufsschulen mit 120 Politikern und Politikerinnen zu aktuellen Abstimmungsvorlagen statt. So erreichte «Rede mit!» 4000 Lernende.



**Gemeinsam für
«Rede mit!»: Gianluca
Coccitti, Annette Schaudt,
Micha Schächter
(von links).**

Nummer fragt, steckt Annette Schaudt das weg. Das müsse man nicht überbewerten, sagt sie und zuckt mit den Schultern. «Es sind halt Teenager.»

GIANLUCA COCCITTI, 25

Im Wirtshaus seiner Tante, am Stammtisch, sei sein Interesse an politischen Themen geweckt worden, erklärt Gianluca Coccitti. «Da wurde alles Mögliche diskutiert, oft auch kontrovers.» Das mochte er.

Coccitti gehört zur Generation Z, den Teenagern und jungen Erwachsenen geboren zwischen den späten Neunzigerjahren und den frühen Zehnerjahren. Eine Generation, die bei manchen einen schlechten Ruf hat, als unambitioniert und blind für die Welt gilt. «Wer mitreden will, muss mitmachen», sagt er. «Das ist der beste Weg.»

Und als wolle der Wädenswiler alle Klischees widerlegen, fand er seinen Einstieg in die Politik ausgerechnet in einem Medium, das für die meisten jungen Menschen so ähnlich aufregend ist wie Staubsaugen hinter dem Sofa: In einer Zeitung.

Da las er vom Zürcher Jugendparlament. 2017 vom Kanton anerkannt, dient es als offizielles politisches Sprachrohr der Jugend. Coccitti ist Finanzvorstand und Co-Vizepräsident. Im Ehrenamt. Noch ein halbes Jahr macht er das, dann ist er zu alt. «Junge Menschen», sagt er, «die sich früh mit der Demokratie beschäftigen, setzen sich mehr ein.»

Das Jugendparlament ist auch einer der Partner von «Rede mit!», dem Projekt, das Berufsschülerinnen und -schüler an die Urnen bewegen soll. «Ich bin dem Kanton dankbar, dass er uns mit Discuss it und easyvote zusammengebracht hat.» Vorher, so erklärt Coccitti, habe jede der Organisationen für sich versucht, der Politikverdrossenheit der Jugend entgegenzuwirken. «Irgendwie haben wir uns nicht getraut, uns anzusprechen.» Jetzt könne man Kräfte bündeln, mehr Veranstaltungen stemmen, effizienter sein. Der Verwaltungsekretär, der eine Lehre als Kaufmann gemacht hat, hat auch schon eine «Rede mit!»-Diskussionsrunde an einer Berufsschule moderiert, Thema: Klimagesetz. Respektvoll sei es zu und hergegangen, trotz unterschiedlicher Auffassungen.

Zuhause allerdings, erzählt er, habe er noch Überzeugungsarbeit in Sachen Demokratie zu leisten. Die Abstimmungsunterlagen seines Bruders wanderten meist ungeöffnet ins Altpapier.

MICHA SCHÄCHTER, 29

Über dem roten T-Shirt ein Hoodie, am Handgelenk eine Smartwatch. So sieht also ein Politikmanager aus. «Ein ehrenamtlicher», sagt Micha Schächter. «Im Tram, auf dem Trottoir», arbeitet er. Überall, wo er ein Mail, ein Telefonat in seinen Tag quetschen kann. Für den Verein Discuss it sucht Schächter die Zürcher Politiker und Politikerinnen, die an den «Rede mit!»-Debatten teilnehmen. Anspruchsvoll, will man doch allen Parteien und Positionen gerecht werden. «Unsere obersten Gebote sind Ausgewogenheit und Neutralität.»

Gerade hat Schächter wieder 62 Plätze für Auftritte an Schulen zu füllen. Das heisst: telefonieren, überzeugen, auf den letzten Drücker Ersatz suchen, wenn jemand doch noch ausfällt. Als er mal eine ruhige Minute hatte, hat der Student, der auch noch einem 50-Prozent-Job nachgeht, die Stunden zusammengerechnet, die er in das freiwillige Engagement investiert. Zwei Arbeitsmonate im Jahr steckt er in den Einsatz für die Demokratie.

«Win-win-win» seien die Diskussionsveranstaltungen mit den Jugendlichen für alle Beteiligten, so Schächter. Die Zuhörerinnen und Zuhörer, die Politik aus nächster Nähe erleben, deren Fragen gehört werden. Die Schulen, die ein fixfertiges Podium zur Verfügung gestellt kriegen. Die Politikerinnen und Politiker, die die Schlagkraft ihrer Argumente unter Beweis stellen können – und erst noch vor einem Publikum, das sie sonst bloss schwer erreichen.

«Wir müssen alle an einem Strick ziehen, damit die Begeisterung der Jugend für die Politik geweckt wird, der Funken überspringt», so Schächter. Wenn es mit dem Feuer dauert, sich jemand entschliesst, auch nach einer «Rede mit!»-Debatte keine Stimme abzugeben, sei das ok. «Solange es eine aktive Entscheidung ist». Vielleicht hätten ja Befürworter und Gegner gleich überzeugt. Nur aus Bequemlichkeit wegbleiben, das gehe nicht.

Aber mal Hand aufs Herz: Die ganze Rackerei, der ganze Aufwand – und bei der nächsten Abstimmung ist die Beteiligung der Jungen doch wieder ernüchternd tief. Ist das nicht frustrierend? «Nein», sagt Micha Schächter. «Ich bin voll überzeugt, dass wir einen Unterschied machen.» Dann schaut er auf die Uhr, er muss weiter. Es gibt noch Politikerinnen und Politiker zu gewinnen.



«Eine Romantisierung von Lebensmodellen in den Sozialen Medien kann wichtige Entscheidungen beeinflussen»

Wie wirken sich Social-Media-Trends auf Rollenbilder und Gleichstellung bei Jugendlichen aus? Maura Gysin von der Fachstelle Gleichstellung hat Antworten.

Von Fabio Melliger

Themen wie geschlechterspezifische Rollenbilder und Gleichstellung sind in den Sozialen Medien längst angekommen. Dabei geht es um Trends wie «Trad-wives», die traditionelle Rollen als Ehefrauen und Mütter anpreisen oder «Microfeminism», der versucht, durch alltagsnahe Handlungen Geschlechtergerechtigkeit zu fördern und sich so als Gegenentwurf traditioneller Geschlechterrollen zu positionieren.

Maura, bist du in deinem persönlichen Social-Media-Feed schon mit solchen Trends konfrontiert worden?

Ja, immer wieder. Stichworte sind beispielsweise die Debatte um «Man vs. Bear» oder auch Hashtags wie «Brat Summer», der mit der Präsidentschaftswahl in den USA verbunden wurde. Bei «Man vs. Bear» überlegen Frauen, ob sie lieber mit einem Mann oder einem Bären allein im Wald wären. Unter «Brat Summer» feiern vor allem junge Frauen eine freche, selbstbewusste und unkonventionelle Haltung, die gegen gesellschaftliche Erwartungen rebelliert.

Wie ordnest du diese Phänomene ein?

Die Diskussionen und Phänomene in den Sozialen Medien zeigen auf, dass Rollenbilder, geschlechterspezifische Gewalt und weitere Gleichstellungsthemen alles andere als «erledigt» sind. Im Gegenteil: Sie emotionalisieren und polarisieren stark.

Im digitalen Raum wird eine Vielfalt an Themen mit Bezug zur Gleichstellung diskutiert. Inwiefern beschäftigt sich die Fachstelle Gleichstellung damit?

Unsere gesetzliche Grundlage stammt aus den 1990er-Jahren, als der digitale Raum und entsprechende Herausforderungen noch kein Thema waren. Das ändert sich aber stark und viele unserer expliziten Aufgabengebiete wie beispielsweise sexuelle Belästigung oder die Auseinandersetzung mit Rollenbildern zeigen sich in spezifischen Formen im digitalen Raum. So sind beispielsweise Frauen eher von sexualisierter Hassrede im Internet betroffen. Momentan bearbeiten wir ein Kantonsratspostulat, welches dieses Thema aufnimmt.

Was hältst du davon, dass Fragen rund um Rollenbilder zunehmend in den Sozialen Medien diskutiert werden?

Grundsätzlich ist eine aktive Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifischen Rollenbildern, deren Einflussbereich und deren Auswirkungen sehr wichtig. Es geht in der Gleichstellung auch darum, dass Entscheidungen frei von einengenden Rollenbildern getroffen werden können und so informierte Entscheidungen möglich sind. Die vielen Trends, die sich mit geschlechtsspezifischen Rollenbildern, Stereotypen, Verhaltensweisen und deren Auswirkungen beschäftigen und

die in den Sozialen Medien thematisiert werden, sind eine äusserst interessante Entwicklung.

Was bedeutet diese Entwicklung genau für die Fachstelle?

Wir versuchen, Jugendliche in unseren Kontakten zum Reflektieren anzuregen, damit sie beispielsweise eine Berufswahl treffen können, die nicht von geschlechtsspezifischen Erwartungen, sondern von ihren Interessen und Talenten geleitet wird. Dass sich junge Menschen via soziale Medien mit diesen Themen beschäftigen, bietet also Chancen, aber auch Herausforderungen.

Was sind solche Herausforderungen?

Die Wahl unterschiedlicher Lebensmodelle ist zwar eine individuelle Entscheidung, doch sie findet innerhalb gesellschaftlicher Strukturen statt. Gerade junge Menschen sollten sich bewusst sein, welche Auswirkungen die Wahl unterschiedlicher Erwerbsbiografien oder Familienmodellen auf ihr Leben haben können. Wenn also die Entscheidung zur «Tradwife» individualisiert und romantisiert wird, werden bestimmte Risiken ausgeblendet.

Von welchen Risiken sprichst du?

Ökonomische Unabhängigkeit ist ein zentrales Element für Gleichstellung. Finanzielle Abhängigkeitsverhältnisse sind ein grosser Risikofaktor für Gewalt in Paarbeziehungen und ein Grund für das erhöhte Risiko der Altersarmut von Frauen. Die erwähnten Social-Media-Trends können aufgrund der romantisierten Darstellung dazu führen, dass junge Menschen Entscheidungen nicht auf einer genügend informierten Grundlage treffen. Man könnte also sagen, dass die Trends zwar interessante Debatten hervorbringen, die Verkürzung auf sie aber der Komplexität des Themas nicht gerecht wird.

Inwiefern spielen die «Bubbles», also Filterblasen, eine Rolle?

Die Themen werden da behandelt, wo die Leute sind, sei das am Stammtisch, im Verein oder im digitalen Raum. In den Sozialen Medien werden «Bubbles» durch Algorithmen verstärkt: Dort wird je nach Ver-

halten – Scrollen, Liken und so weiter – nicht mehr alles gezeigt. Und viele sind sich nicht bewusst, dass sie wegen der Algorithmen nur einen Ausschnitt zu sehen bekommen.

Was sind die Konsequenzen?

Einiges kann aus der «analogen» Welt abgeleitet werden, beispielsweise bei der Berufswahl: Je weniger Vorbilder es in einem Bereich gibt, desto weniger trauen sich junge Menschen, in diese Berufe zu gehen. Soziale Medien verstärken dieses Phänomen. Sie haben aber auch das Potenzial, sichtbar zu machen, welche Möglichkeiten es für Jugendliche abseits klassischer Rollenbilder gibt.

Du siehst also eher die sogenannte «Algorithmisierung» als die eigentlichen Trends als problematisch an?

Das ist wahrscheinlich zu vereinfacht gesagt, aber ja: Algorithmen verstärken bestehende Überzeugungen, indem sie Nutzende gezielt Inhalte aus ihrer ideologischen Blase präsentieren, wodurch ein gegenseitiger Austausch erschwert wird. Statt konstruktiver Auseinandersetzungen entstehen so Feindbilder. ●



Maura Gysin

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Fachstelle Gleichstellung des Kantons Zürich.

Wir für die Jugend. Die Jugend für uns

Von Jacqueline Fehr

Früher, da gab es Kinder, und es gab Erwachsene. Der Übergang war nahtlos. Eine Dazwischenwelt war nicht vorhanden.

Heute ist diese Dazwischenwelt ein eigener Lebensabschnitt. Rechtlich allerdings nur ein kurzer: «Die Jugend» umfasst in der Schweiz gerade einmal zwei Jahre. Als Jugendliche gelten bei uns 16- und 17-Jährige.

Bis 16 ist man ein Kind. Kinder sind geschützt durch das Schutzalter. Im öffentlichen Verkehr und auch sonst vielerorts bezahlen sie den Kindertarif. Derweil beginnt mit 18 der Ernst des Lebens: Gesetze und Gesellschaft behandeln einen ab dann als erwachsene Person – mit allen Rechten und Pflichten.

Allerdings, so scharf gezogen, wie es scheint, sind diese Linien in der Realität dann doch nicht. Die Jugend, ihre Wahrnehmung und ihre rechtliche Stellung: Das alles ist komplizierter und differenzierter als ein Kalenderabschnitt von zwei Jahren.

Das zeigt nur schon der merkwürdige Umstand, dass wir zwar immer älter werden, doch gleichzeitig alles dafür tun, um möglichst lange jugendlich zu wirken. Wohl kein Lebensabschnitt ist mit derart vielen Sehnsüchten, Projektionen und Imaginationen beladen wie der jugendliche. Entsprechend intensiv bewirtschaftet die Werbung diesen Abschnitt. Es lässt sich

damit viel Geld verdienen. Die Jugend: Das ist Energie, Kraft, (Über-)Mut, glatte Haut und volles Haar. Das ist Lärm, Provokation, Grenzerfahrung, Leidenschaft und Seelenschmerz. Das ist Originalität, Übertreibung, Unberechenbarkeit, Rauch und Rausch. Die Jugend fasziniert und zieht an. Und dann nervt und irritiert sie wiederum.

Daraus folgt als erste, schlichte Erkenntnis: Die Jugend lässt niemanden kalt. Sie ist Unruheherd und Inspirationsmotor. Das gibt ihr Gewicht und Bedeutung.

Aber was heisst das konkret? Was braucht es von uns Nicht-mehr-Jugendlichen im Umgang mit der Jugend?

Erstens sollten wir schlicht dankbar sein – dankbar dafür, dass es den Lebensabschnitt Jugend gibt. Denn darin drückt sich gesellschaftlicher Fortschritt aus.

Die separate Lebensphase zwischen Kindheit und Erwachsenenwelt begann sich erst Anfang des letzten Jahrhunderts herauszubilden: eine Phase mit mehr Freiheit als im Kindes-, aber weniger Verantwortung als im Erwachsenenleben. Diesen Abschnitt wirklich leben zu können, war freilich zunächst das Privileg junger Männer aus guten Familien. Es dauerte nochmals Jahrzehnte, bis sich die Phase Jugend zu demokratisieren begann.

FOTOGRAFIERE DICH SELBST

Fotos für Pass, Ausweis,
Anerkennung, Identitätskarte
Spassfotos
Geeignet für
Kinderaufnahmen
Garantiert lichtecht

4 Aufnahmen Fr. 2.-

4 Farbfotos
nur Fr. 3.-
Löwenstr. 25

Foto: Martin Ruetschi / Keystone

Zweitens lohnt sich Gelassenheit. Vielleicht fällt diese ein bisschen leichter, wenn wir uns bewusst machen: Die Ambivalenz, mit der Nicht-mehr-Jugendliche das Tun und Lassen der «heutigen Jugend» verfolgen, ist so etwas wie eine zeitgeschichtliche Konstante. Seit jeher ist die Jugend in der Aussenwahrnehmung eine Sowohl-als-auch-Generation: Es gibt Applaus, es gibt Tadel, manchmal hintereinander, oft miteinander.

Bemerkenswert ist dabei, dass es nicht nur die Ambivalenz schon lange gibt, sondern auch den Aufruf, damit einen souveränen Umgang zu finden. So schrieb die NZZ 1960: «Der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, in sehr vielen Fällen sei die moralische Entrüstung, die sich gegenüber Jugendlichen geltend macht, mehr auf Sentiment und Ressentiment gegründet als auf konkrete Tatsachen.» Und die (sozialdemokratische) Volksstimme meinte 1966:

«Sicherlich sind unter den Beat-Fans einzelne gestörte Elemente, aber es besteht kein Grund, die Lage zu dramatisieren.»

Das führt mich zu meinem dritten Punkt: Was heisst das alles für uns als Vertreter:innen des Staats?

Die Antwort ist einfach: Unsere Jugend ist unsere Zukunft. Entsprechend gross ist die Verantwortung, die wir als Staat und Gesellschaft für die Jugend tragen.

Zu dieser Verantwortung gehört, dass wir uns um die gesellschaftliche Teilhabe der Jugend bemühen. Es ist wichtig, dass sich die jungen Menschen zur Gesellschaft zugehörig fühlen. Dass sie sich beteiligen und zum gesellschaftlichen Austausch über die Generationen hinweg beitragen wollen.

Ebenso Teil dieser Verantwortung ist, dass wir Jugendliche in ihrer Entwicklung bestmöglich begleiten.

Jedes Lernen führt über Irrungen und Wirrungen.

Konkret: Die Jugend braucht unsere Toleranz. Nicht alles, was Jugendliche im Kopf haben, ist klug und durchdacht – das war schon immer so, das war schon so, als ich jung war, und das wird immer so bleiben. Ist das schlimm? Ist es nicht.

Solange Jugendliche weder andere noch sich selber gefährden, sollten wir sie machen lassen. Manchmal ist Abseitsstehen die beste Begleitung. Jedes Lernen führt über Irrungen und Wirrungen. Es sollte nicht unser Anspruch sein, unsere Jugend vor jedem Kopf-Anstossen zu schützen. Im Gegenteil: Wir müssen sie Erfahrungen machen lassen.

Gleichzeitig brauchen Jugendliche aber natürlich unsere Unterstützung und unser Vertrauen – sie brauchen die Geborgenheit von Familie und Freunden, und sie brauchen die Motivation, das Engagement und das Zutrauen von Schulen, Berufsbildung und über-

haupt des gesamten Bildungssystems.

Und dann gibt es Fälle, in denen Jugendliche auf Hilfe angewiesen sind. Und auch hier haben wir eine grosse Verantwortung.

Oft sind das Fälle, bei denen meine Direktion ins Spiel kommt. Es macht mich glücklich und stolz, dass es den Fachleuten in meiner Direktion immer wieder gelingt, Jugendliche aufzufangen, die an einem kritischen Punkt stehen.

Dass es sich bei der Jugend um ein komplizierteres Gebilde handelt als um eine kalendarische Kategorie – nämlich um ein Gebilde, das einen differenzierten Umgang verlangt: Das zeigt sich exemplarisch im Strafrecht.

Hier beginnt die Jugend – also die Strafmündigkeit unter der Zuständigkeit des Jugendstrafrechts – nicht erst mit 16, sondern bereits mit 10 Jahren. In der

Schweiz liegt die Strafmündigkeit vergleichsweise tief. Zu bedenken ist dabei allerdings, dass sein Name – eben: Jugend-Straf-Recht – in die Irre führt. Oder zumindest unvollständig ist. Natürlich geht es auch ums Strafen. Aber längst nicht nur. Im Zentrum des Schweizer Jugendstrafrechts stehen Schutz und Erziehung. Ziel des Jugendstrafrechts ist es, Jugendlichen Raum für ihre Entwicklung zu geben und sie so in ein deliktfreies Leben zu begleiten.

Grundsätzlich endet der Geltungsbereich des Jugendstrafrechts in der Schweiz mit dem 18. Geburtstag. Wer volljährig ist, fällt unter das Erwachsenenstrafrecht.

In anderen Ländern ist der Übergang sanfter. So kennt etwa Deutschland die sogenannte Heranwachsendenregel. Ist ein Straftäter zwischen 18 und 21 Jahre alt, prüfen die Behörden von Fall zu Fall, ob er aufgrund seiner Reife noch unter das Jugendstrafrecht fällt.

Doch auch in der Schweiz gibt es besondere Massnahmen für junge Erwachsene. So ist es zum Beispiel möglich, unter-25-jährige Täter in eine besondere Einrichtung für ihre Altersgruppe einzuweisen. Kinder und Jugendliche können aus ganz verschiedenen Gründen in eine belastende Situation kommen – weil sie eine Straftat begangen haben, weil sie Opfer einer Straftat wurden, weil Vater oder Mutter Täter oder Opfer einer Straftat sind, weil sich die Eltern in einem hochstrittigen Scheidungsverfahren befinden. Und so weiter.

So verschieden die Gründe sind, gemeinsam ist allen Situationen, dass die betroffenen Kinder und Jugendlichen Fachleute brauchen, die sie unterstützen. In unserer Direktion gibt es zahlreiche Institutionen, die genau dazu da sind: die Jugendanwaltschaft, das

Massnahmenzentrum Uitikon, die Opferhilfe, die KESB oder die Fachleute der Angehörigenarbeit im JuWe.

Zudem sind wir daran, unser Justizsystem so zu verbessern, damit es kinder- und jugendgerecht wird. Hier läuft unser Projekt «Child-friendly Justice».

Und schliesslich gehört zu diesem Engagement, dass wir uns wehren, wenn unsere Instrumente – zum Beispiel das Jugendstrafrecht – aus populistischen Motiven unter Beschuss geraten.

Wir stehen in der Pflicht, dieses Engagement zu leisten. Schliesslich heisst es in der Präambel unserer

Bundesverfassung: «Die Stärke des Volkes misst sich am Wohl der Schwachen.»

Gewiss, Jugendliche fühlen sich manchmal bärenstark, und oftmals sind sie es auch. Gleichzeitig sind sie am Heranwachsen. Sie befinden sich auf dem Weg vom Kind zum erwachsenen Menschen. Das

macht sie verletzlich. Ganz besonders verletzlich sind dabei all jene, die in dieser ohnehin anspruchsvollen Lebensphase noch mit zusätzlichen Herausforderungen konfrontiert sind.

Dass wir als Staat unsere Jugend begleiten und unterstützen – und zwar so zurückhaltend wie möglich, aber so intensiv wie nötig: Das müssen wir tun, weil diese Unterstützung für die betroffenen jungen Menschen individuell wichtig ist.

Ebenso wichtig ist diese Unterstützung aber auch für die Gesellschaft insgesamt.

Eine gesunde, selbstbewusste Jugend hilft uns allen – sie schafft produktive Unruhe, Kreativität und Inspiration. Sie hält uns den Spiegel vor und sorgt so dafür, dass wir uns als Gesellschaft in die Augen schauen. ●

**Eine gesunde,
selbstbewusste
Jugend schafft
Unruhe, Kreativität
und Inspiration.**

Gemeinsamer Nenner

Von Fabio Melliger

Die jüngste Gemeinde

Die Zahlen des Statistischen Amtes zeigen: Mit einem Durchschnittsalter von 38,5 Jahren war Opfikon im Jahr 2023 die jüngste Gemeinde im Kanton Zürich, Berg am Irchel mit Durchschnittsalter 48 die älteste. Zum Vergleich: Der Kanton ist im Schnitt 42,1 Jahre alt.

Das verrät der Jugendquotient

Jedes Jahr wird auch der «Jugendquotient» jeder Zürcher Gemeinde erhoben. Dieser setzt sich aus dem Verhältnis zwischen den 0- bis 19- und den 20- bis 64-Jährigen zusammen. Je höher dieser Quotient in einer Gemeinde ist, desto mehr junge Menschen im Verhältnis zur erwerbsfähigen Bevölkerung leben dort. Die Stadt Zürich, wo 26 «junge» Personen auf 100 «alte» kommen, hat den tiefsten Quotienten, die Gemeinde Rifferswil mit 48 auf 100 den höchsten. Erstaunt? Erklärung: In der Stadt wohnen schlicht viele junge Erwachsene ohne Kinder.

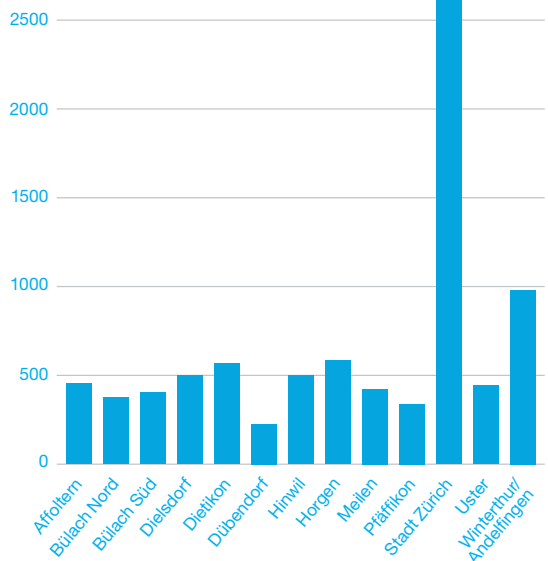
Eine Minderheit

Mit Stichtag 31.12.2023 lebten im Kanton Zürich 319 981 Menschen, die 19 Jahre oder jünger sind. Das sind 20 Prozent der Kantonsbevölkerung. 62 Prozent sind zwischen 20 und 64 Jahre alt, 18 Prozent sind 65-jährig oder älter.

Schutzmassnahmen für 2,9 Prozent

Im Kanton Zürich gibt es 13 Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (KESB). Die Fachaufsicht über sie liegt beim Gemeindeamt. Die Anzahl der Minderjährigen mit Schutzmassnahmen lag 2023 bei 8449. Das sind 2,9 Prozent der Minderjährigen im Kanton. Die bei Kindern am meisten angeordnete Schutzmassnahme (7204 Fälle) ist die Beistandschaft (Beratung, medizinische Behandlung, Unterhalt etc). In insgesamt 199 Fällen erfolgte eine Entziehung des Aufenthaltsbestimmungsrechts.

Minderjährige Personen mit Schutzmassnahmen, 2023





Zu Besuch

Alle sieben Untersuchungsgefängnisse im Kanton Zürich haben in den vergangenen Jahren familienfreundliche Besuchsräume eingerichtet – mit Spielzeugen, Stofftieren und Wandbemalung. Auch das grösste Gefängnis der Schweiz, die JVA Pöschwies in Regensdorf, und das Massnahmenzentrum Uitikon, verfügen über kindgerechte Besuchszimmer. In der JVA Pöschwies gibt es ausserdem spezielle Vater-Kind-Nachmittage. Sechs haben seit 2023 stattgefunden. An den Vater-Kind-Anlässen können die Inhaftierten mit ihren Kindern basteln, spielen, Geschichten erzählen.

Lehrabschlüsse

2024 haben fünf Jugendliche, die im Massnahmenzentrum Uitikon untergebracht waren, einen erfolgreichen Lehrabschluss gemacht.

Anstieg mit Relation

Zwischen 2008 und 2023 ist die Anzahl der verzeigten Jugendlichen (10 bis 17 Jahre) im Kanton Zürich von 4844 auf 6648 gestiegen. Allerdings relativiert das Bevölkerungswachstum den Anstieg der Jugendkriminalität: Lebten im Jahr 2008 noch rund 105 000 Jugendliche im Kanton Zürich, so sind es heute rund 125 000. Anders ausgedrückt: 2008 wurde jede 22. jugendliche Person verzeigt, heute jede 19. jugendliche Person.

Nur wenig Freiheitsentzüge

Kommen Jugendliche mit dem Gesetz in Konflikt, dann oft wegen leichten bis mittelschweren Delikten. Dazu gehören etwa Ladendiebstahl oder Schwarzfahren. Das spiegelt sich auch in den im Jahr 2023 von den Zürcher Jugendanwaltschaften ausgesprochenen Strafen: Bei 65 Prozent der 5524 Strafen handelt es sich um einen Verweis. Persönliche Leistungen und Busen wurden in 32,6 Prozent der Fälle ausgesprochen. Der Anteil an Freiheitsentzügen lag 2023 bei 2,4 Prozent.

15,2 Jahre alt und männlich

Wegen eines Gewaltdelikts wurden im Jahr 2023 996 Jugendliche verzeigt, das ist jede 126. jugendliche Person im Kanton. Eine Analyse der Oberjugend-anwaltschaft zeigt weiter, dass der durchschnittliche jugendliche Gewalttäter 15,2 Jahre alt, männlich (88,7 Prozent) und mehrheitlich nicht vorbestraft war. Die meisten Delikte wurden in Gruppen verübt: 17,1 Prozent in Zweiergruppen und 43,6 Prozent in Drei- und Mehrpersonengruppen.

«Die Arbeit an sich selbst ist für jugendliche Straftäter ein Graus»

**Roland Zurkirchen, Leitender
Oberjugendanwalt des Kantons Zürich,
erklärt, warum das Gefängnis für
jugendliche Straftäter oft die schlechteste
Lösung ist, und er sich gegen
eine pauschale Verschärfung des Jugend-
strafrechts wehrt.**

Roland Zurkirchen:
«Junge Menschen
sollen für ihre Tat nicht
in erster Linie
bestraft werden.»

Von Sabina Sturzenegger (Text) und Dan Cermak (Fotos)

Roland, ist die Jugend heute schlimmer als früher?

Roland Zurkirchen: Nein!

Das kam wie aus der Pistole geschossen...

Ja, das ist mir wichtig. Die Jugend ist ja nicht das, was wir bei der Jugendanwaltschaft im Fokus haben, bei uns landen die wenigsten. Fünf Prozent aller Jugendlichen haben Kontakt mit uns. Vier Prozent sind Bagatelldelikte. Und dann sind wir bei dem einen Prozent, mit dem wir uns beschäftigen. Die Jugend von heute macht es gut. Ich bin begeistert von ihr, wie sie hinsteht und ihren Platz in der Gesellschaft einfordert.

Das Jugendstrafrecht steht immer wieder in der Kritik – zuletzt nach der Messer-attacke eines 15-Jährigen gegen einen Juden in Zürich. Was sagst du als oberster Jugendanwalt des Kantons dazu?

Eine solche Tat ist schrecklich, sie schockiert und ist klar nicht tolerierbar. Gleichzeitig bin ich der Meinung, dass man ein System wie das Jugendstrafrecht aufgrund eines Einzelfalles nicht sofort infrage stellen soll.

Was ist das System des Jugendstrafrechts?

Der Grundsatz lautet «Schutz und Erziehung vor Strafe». Junge Menschen zwischen zehn und 18 Jahren sollen für ihre Tat nicht in erster Linie bestraft werden – zumindest nicht so wie Erwachsene. Sie sollen sich mit ihrer Tat auseinandersetzen und einsehen, dass das, was sie getan haben, unrecht ist und sie dem Opfer geschadet haben. Dahinter steckt die Überzeugung, dass Jugendliche in ihrer Einstellung und ihrem Verhalten noch nicht gefestigt sind. Sie befinden sich in der Entwicklung und sind für pädagogische und therapeutische Massnahmen erreichbar.

Wenn vom Jugendstrafrecht gesprochen wird, fällt der Begriff «Täterrecht». Was ist damit gemeint?

Wir kümmern uns per Gesetz um den Täter oder die Täterin. Wobei wir die männliche Form benutzen können, da gut 90 Prozent junge Männer sind. Im Jugend-

strafgesetz geht es weniger um den Sühnedenken und um die Wiedergutmachung für das Opfer, sondern darum, dass Täter deliktfrei werden und in die Gesellschaft reintegriert werden können.

Welche Massnahmen sind das?

Wir kennen erzieherische und therapeutische Massnahmen. Zu den erzieherischen Massnahmen gehört die Aufsichtspflicht, bei der die Eltern des Täters mit den Behörden zusammenarbeiten müssen. Es gibt aber auch die persönliche Betreuung der oder des Jugendlichen. Im Bereich der Therapie kennen wir im Weiteren die ambulante therapeutische Behandlung, die insbesondere bei einer psychischen Störung oder bei Suchtverhalten angeordnet wird. Und schliesslich können wir auch eine stationäre Unterbringung anordnen, wenn es nicht mehr anders geht und der oder die Jugendliche aus dem persönlichen Umfeld herausgenommen werden muss.

Auch Jugendliche müssen ins Gefängnis?

Stationäre Massnahmen können in Jugendheimen, übergangsweise in der Jugendabteilung eines Gefängnisses oder in einem Massnahmenzentrum erfolgen. Wichtig ist, dass wir die Jugendlichen im Gefängnis nicht ihrem Schicksal überlassen. Ohne Massnahmen verändern sich Jugendliche im Gefängnis nicht – zumindest nicht zum Guten. Unsere Aufgabe ist es, so lange mit den Jugendlichen zu arbeiten, bis wir davon überzeugt sind, dass sie für die Gesellschaft keine Gefahr mehr darstellen.

Warum ist das Gefängnis so schlecht?

Das Gefängnis verstärkt die kriminelle Tendenz von Jugendlichen, viele radikalisiert sich mehr. Um es plakativ zu formulieren: Wenn wir einen jungen Extremisten einsperren, ohne mit ihm zu arbeiten, kommt mit grosser Wahrscheinlichkeit ein Terrorist heraus. Viele straffällige Jugendliche wollen genau das: ins Gefängnis gehen. Dort können sie «chillen». Hingegen ist die ständige Auseinandersetzung mit sich selbst, mit Therapie, Aufsicht und Betreuung für Jugendliche wahnsinnig anstrengend. Das ist für sie ein Graus.

Ist diese Arbeit mit den Jugendlichen ein Grund, warum Jugendstrafen oft als zu mild und ungerecht empfunden werden?

Ja, aus Sicht des Opfers mag das ungerecht sein. Als Opfer bekommt man vielleicht den Eindruck, dass dem Täter auch noch geholfen wird. Wir sehen aber bei Mediationen häufig, dass auch das Opfer nicht in erster Linie an einer harten Strafe interessiert ist. Oft sagt es irgendwann: Ich nehme die Entschuldigung an und will nun einfach, dass du das nicht mehr machst.

Gibt es denn gar keinen Anpassungsbedarf beim Jugendstrafrecht?

Doch. Gerade beim Umstand, dass die Straftäter immer jünger werden. Der Altersschnitt ist in den letzten fünf Jahren von 15,7 auf 15,2 Jahre gesunken. In diesem Bereich sind wir an einer Entwicklung und Anpassung des Jugendstrafrechts interessiert.

Welche Anpassungen könnten das sein?

Idealerweise könnten wir Strafen und Massnahmen, die heute für über 15-Jährige möglich sind, bereits ein Jahr früher anwenden. Das gäbe uns mehr Möglichkeiten.

Über 16-Jährige sollen bei Mord bald verwahrt werden können, wenn sie nach Ablauf der Strafe weiterhin als gefährlich gelten. Das gefällt dir wohl nicht?

Als Zeichen finde ich diese Verschärfung des Jugendstrafrechts sehr schwierig. Damit gibt man den Glauben auf, dass Jugendliche sich entwickeln können. Ich vermute aber, dass die Gerichte kaum eine Verwahrung aussprechen. Was in der Theorie gut tönt, wird in der Praxis extrem selten sein. Wenn nach dem Erreichen des 25. Altersjahres und dem Ende der Schutzmassnahme weiterhin ein Gefahrenpotenzial besteht, schauen wir heute schon, dass ein Gewalttäter nicht einfach auf der Strasse steht.

Du hast einmal gesagt, «Entscheide aus der Ferne» müssten aufhören, wenn es ums Jugendstrafrecht geht. Was meinstest du?

Beim Jugendstrafrecht reden alle mit. Dagegen ist

nichts einzuwenden. Aber ich habe das Gefühl, dass ausgerechnet wir, die Jugendanwaltschaften, am wenigsten gehört werden. Wir arbeiten mit den schwierigsten Jugendlichen zusammen, wir kennen sie und die Methoden. Unser Know-how müsste mehr in die Diskussion einfließen.

Warum gelingt das nicht?

Bei der Konferenz der Kantonalen Justiz- und Polizeidirektorinnen und -direktoren KKJPD gibt es keine Vereinigung der leitenden Jugendanwältinnen und -anwälte. Die Staatsanwaltschaften und die Polizeikommandanten haben Vereinigungen, wir nicht. Daran müssen wir arbeiten.

Im Magazin des «Tages-Anzeigers» schilderte ein Jugendanwalt aus der Ostschweiz,

er betreute sein Büro jeden Morgen mit einem Stossgebet: «Bitte mach, dass heute kein Journalist anruft.» Sitzt die Angst vor öffentlicher Empörung so tief?

Ich kenne das: Man übernimmt Verantwortung und dann passiert etwas – einer wird rückfällig – obwohl wir versucht haben, genau das zu verhindern. Das kann belastend sein.

Trotzdem habe ich keine Angst vor öffentlicher Empörung. Ich finde, wir können und sollen uns erklären. Wir müssen darlegen, weshalb wir was gemacht haben. So schaffen wir die Grundlage, verstanden zu werden.

Ist es schwieriger geworden, sich in der Öffentlichkeit zu erklären?

Die Empörungskultur hat sich auch hierzulande verändert. In den Medien definiert die Anzahl Klicks, ob eine Story «gut» ist. Zugespitzte Stories ohne Zwischentöne klicken besser. Das macht es für uns umso schwieriger, uns zu erklären.

Die Täter werden jünger. Welche Entwicklungen beobachtest du bei den Taten?

Die Cyberthematik wird noch mehr Platz einnehmen, und damit meine ich nicht nur Mobbing auf Social

Als Opfer bekommt man vielleicht den Eindruck, dass dem Täter auch noch geholfen wird.

Media, sondern zum Beispiel auch, dass Jugendliche Päckli im Internet an eine fremde Adresse bestellen und sie dann abfangen, ohne zu zahlen. Auch die Fanggewalt wird uns noch beschäftigen. Bislang werden in diesem Bereich zwar die meisten Gewalttaten von über 18-Jährigen begangen. Aber das wird sich ändern.

Wie gross ist das Problem mit den dschihadistisch radikalisierten Jugendlichen?

Es hängt wie ein Damoklesschwert über uns. Laut dem Nachrichtendienst des Bundes wird das Problem noch zunehmen. Das hat nicht zuletzt mit dem Krieg in Gaza zu tun, der ja in der ganzen Gesellschaft etwas ausgelöst hat – von Verunsicherung bis zu ideologischen Haltungen, die sich unversöhnlich gegenüberstehen. Man weiss schlicht nicht, wie viele Jugendliche sich noch radikalisieren.

Im Jahr 2023 wurden im Kanton Zürich 6648 Jugendliche wegen Delikten verzeigt, 5524 wurden bestraft. Die Zahlen sind zuletzt wieder gestiegen.

Jugenddelikte unterliegen immer Wellenbewegungen. Während der Balkankrise gab es einen Höhepunkt. Dank gemeinsamer Anstrengungen konnten wir die Zahlen senken. Jetzt steigen sie wieder. Und sie werden wieder sinken. Schon früher gab es dieses Auf und Ab, man denke an die Jugendunruhen in den 1980er-Jahren.

Wie kann man heute die Welle brechen?

Es hat sich in der Vergangenheit gezeigt, dass es hilft, wenn alle Akteure am gleichen Strick ziehen. Es gilt, Haltungen zu diskutieren und gemeinsam Massnahmen in die Wege zu leiten. Die Verknüpfung von Strafverfolgung und Prävention ist ein Schlüsselement.

Was bereitet dir aktuell Sorgen?

Die Frage, wie es uns gelingt, jeden Fall eines straffälligen Jugendlichen richtig zu behandeln. Die Frage, ob wir es uns als Jugendanwaltschaft weiterhin leisten können, Allrounder zu sein, oder ob es eine Spezialisierung braucht in einer zunehmend komplexen Welt. Und schliesslich die Frage, ob wir das Jugendstrafrecht mit seinem jetzigen Schwerpunkt auf Schutz und Erziehung weiterhin verteidigen können.

Von deiner Chefin, Regierungsrätin Jacqueline Fehr, hast du den Auftrag erhalten, in einem Bericht aufzuzeigen, welche Zürcher Gemeinde wie viel für die Integration von Jugendlichen und die Prävention von Jugendgewalt macht. Wie weit bist du damit?

Der Bericht ist fast fertig. Eine wichtige Erkenntnis ist, dass wir als Jugendstrafrechtspflege unser Netzwerk stärken müssen. Eine Lehrperson muss wissen, wohin sie sich wenden kann, wenn sie auf Probleme stösst. Je mehr sich die Gemeinden in der Prävention engagieren, desto weniger Delikte gibt es. Gemeinden und Schulen sind neben der Jugendpolizei, den Kinderschutzbehörden und der offenen Jugendarbeit unsere wichtigsten Partnerinnen.

Als du 2013 deinen Job als «Troubleshooter» für Jugendgewalt in der Stadt Zürich mit der Gefängnisleitung im Limmattal tauschten, sagtest du: «Ich suche den Widerstand und die Diskussion.» Suchst du das auch als Leitender Jugendanwalt?

Diskussionen und unterschiedliche Meinungen sind mir wichtig. Wir müssen Haltungen ausdiskutieren, nur so finden wir neue Lösungen. Ja, ich suche den Widerstand und die Diskussion auch jetzt.

Was meinst du zur Kritik an deiner Wahl, weil du kein Jurist bist?

Diese Kritik kam immer von aussen. Innerhalb der Jugendstrafrechtspflege gab es sie nie und ich wurde herzlich empfangen. Mir sind juristische Themen keineswegs fremd, ich arbeite seit vielen Jahren in diesem Umfeld. Im Umgang mit straffälligen Jugendlichen reicht allein juristisches Wissen nicht. Es braucht auch erzieherisches und sozialarbeiterisches Verständnis. Und als Amtsleiter braucht es vor allem Management- und Führungserfahrung.

Was ist in Zukunft die wichtigste Aufgabe der Jugendanwaltschaft?

Wir müssen das Verständnis für die Arbeit der Jugendanwaltschaft fördern. Natürlich aber ist unsere wichtigste Aufgabe die Strafverfolgung, das Verhindern von Delikten und dass es uns gelingt, unsere Jugendlichen wieder auf einen guten Weg zu bringen. ●



Roland Zurkirchen: «Ich bin begeistert von der heutigen Jugend und wie sie hinsteht in der Gesellschaft.»

Toll, toller, tol(l)erant

Von Fabio Melliger

Junge Menschen sind nicht nur zunehmend politikverdrossen, sie bewegen sich auch mit steigender Tendenz in Richtung der ideologischen Pole des politischen Spektrums. So entsteht eine Negativspirale, die schliesslich zu einer weniger toleranten Gesellschaft führt. Wird es doch in polarisierten Kontexten schwieriger, gesamtgesellschaftliche Lösungen zu finden.

Beweis gefällig?

Sehen wir uns die aktuellen Programme der zwei grössten Jungparteien des Landes an. Die Juso schreibt ein 15-seitiges Grundsatzpapier, weshalb die SVP die Freiheit und Demokratie in der Schweiz gefährde. Es endet mit dem Satz: «Die SVP muss weg.» Und wenn die junge SVP in ihrem 52-seitigen Parteiprogramm dem «Woke-Wahn» den Kampf

ansagt, redet sie von systematischer Ausgrenzung Andersdenkender und von einem «Meinungskrieg», der aufgenommen werden muss. Toleranz sieht anders aus.

Gibt es ein Zuwenig oder Zuviel an Toleranz? Diese Frage stellte sich der britisch-österreichische Philosoph Karl Popper bereits 1945. Als Antwort skizzierte er das Paradoxon der Toleranz. Es besagt, dass Toleranz dort endet, wo intolerantes Verhalten anderen Menschen schadet, ihre Würde verletzt oder Grundrechte missachtet.

Eine tolerante Gesellschaft darf Intoleranz nicht unbegrenzt dulden, da sonst die Grundlagen der Toleranz selbst bedroht werden.

So stellt sich die Gretchenfrage, wo die Grenze zwischen Toleranz und Intoleranz verläuft. Tolerieren



Foto: Michael Buholzer / Keystone



wir alle Meinungen und Ansichten, öffnet man Tür und Tor für Intoleranz.

Studien zeigen aber auch, dass die ideologische Polarisierung zunimmt, wenn ein gewisses Mass an Toleranz unterschritten wird.

Es braucht also einen Balanceakt. Wie wir diesen meistern, wird unsere Gesellschaft nachhaltig verändern. Die aufstrebende junge Generation scheint sich dessen bewusst zu sein. Nur einig ist sie sich nicht.

Die jungen Linken dürften bestrebt sein, sich auf das Paradoxon der Toleranz zu beziehen. Denn sie argumentieren, dass gewisse Ansichten in unserer noch immer heteronormativen und ungleichen Gesellschaft die körperliche und geistige Unversehrtheit von grossen Teilen der Bevölkerung bedrohen. Als

Lösung halten sie einen Einschnitt in die Meinungsfreiheit zugunsten der Toleranz für gerechtfertigt.

Karl Popper würde ihnen wohl zustimmen. Doch die Gefahr einer Verschärfung der Polarisierung wäre auch nicht durch das «canceln» von intoleranten Ansichten gebannt.

Will man die Grenzen der Toleranz glaubhaft neu ziehen, braucht es eine Rückbesinnung auf die wahren Tugenden der Toleranz: Die Offenheit für Meinungen, die von der eigenen abweichen, und der Wille, gemeinsam nach tragfähigen Lösungen zu suchen.

Denn Toleranz bedeutet nicht, jede Meinung oder Handlung zu akzeptieren, sondern einen Rahmen zu schaffen, in dem respektvolle, faire und konstruktive Auseinandersetzungen möglich sind. ●



Zoé Emmenegger

**Sie bindet, was
im Staatsarchiv ewig
halten soll**

Von Sabina Sturzenegger

10-Kilogramm-Kugelhanteln und alte Bügeleisen: Das sind die Dinge, die einem zuerst auffallen, wenn man die Werkstatt im Staatsarchiv des Kantons Zürich betritt. Die Werkstatt ist Teil der Abteilung Beständeerhaltung und befindet sich im 1. Stock des Neubaus an der Winterthurerstrasse im Irchelpark.

An den Werkbänken stehen an diesem Vormittag drei junge Frauen, eine von ihnen ist Zoé Emmenegger, 18 Jahre alt. Hinter ihr stapeln sich kleine Notizbüchlein, die in die Hosen- oder Handtasche passen. Sie haben einen festen Kartonumschlag mit unterschiedlichen Mustern, sind etwa 1 Zentimeter dick und 8 mal 13 Zentimeter gross. Es sind Übungstücke, die die Lernenden im Laufe des Jahres angefertigt haben. Jetzt, kurz vor Weihnachten, können die Mitarbeitenden des Staatsarchivs sie kaufen, zum Beispiel als Geschenk.

Zoé Emmenegger ist angehende Bindetechnologin und damit eine von 28 Lernenden bei der Direktion der Justiz und des Innern. Sie gehört zum Team Beständeerhaltung, dessen Aufgabe es ist, die im Staatsarchiv aufbewahrten Unterlagen dauerhaft für die Öffentlichkeit zugänglich und nutzbar zu halten. Dabei kann es sich um Kantonsratsprotokolle oder Regierungsratsbeschlüsse handeln. Oder um Gerichtsakten, um Karten, Pläne oder Klassenfotos. Im Staatsarchiv lagern Dokumente der letzten 1150 Jahre auf unterschiedlichsten Datenträgern. Die Abteilung kümmert sich um die richtige «Verpackung» der Dokumente, um die Kontrolle des Klimas in den Magazinen und die Restaurierung beschädigter Unterlagen.

Das Papier und den Karton für die Büchlein hat Emmenegger abgemessen und berechnet, zugeschnitten, die kleinen Buchseiten in einer Maschine in sogenannter Fächerklebebindung zusammengefügt, den Kartonumschlag mit Papier überzogen und die Buchdeckel aufkaschiert. Das ist Teil ihrer Arbeit als Lernende Bindetechnologin mit Schwerpunkt Handwerk. «Wir bügeln nicht und wir heben auch keine Gewichte», sagt sie lachend. Die Hanteln und Bügeleisen – man ahnt es – dienen der Beschwerung von Papier oder Buchblöcken. «Dafür gibt es nichts Besseres», wirft Emmeneggers Ausbilderin Tara Boselli ein. Die Buchbinderin muss es wissen, sie arbeitet seit fast zehn Jahren auf dem Beruf. Gerade hantiert sie mit einem scharfen Messer und löst an einem Buch mit fleckigem, altem Einband den Rücken ab.

«Das Staatsarchiv möchte den Beruf der Buchbinderin und des Buchbinders bewusst erhalten», wird Staatsarchivar Beat Gnädinger später in seinem hellen, aufgeräumten Büro sagen. Das Klischee, dass sich im Staatsarchiv nur alte Menschen tummeln, die in verstaubten Akten ihrer eigenen Vergangenheit auf der Spur sind, sei falsch. Zwar gehörten viele ältere Menschen zur Kundschaft des Staatsarchivs. Aber: «Hier ist nichts staubig, denn sonst würden wir unseren Job, die Erhaltung von Dokumenten, nicht richtig ausüben», sagt Gnädinger.



**Schneiden und pressen:
Kugelhanteln und alte Bügel-
eisen dienen der Beschwerung
von Buchblöcken und Papier.**



Das Staatsarchiv sei aber auch im übertragenen Sinn wenig verstaubt. Es sei, so betont der Staatsarchivar, das Amt mit der jüngsten Belegschaft in der Direktion der Justiz und des Inneren.

Die Arbeit der Bindetechnologin besteht unter anderem aus Neu-bindungen von Büchern, die auseinanderzufallen drohen. Sie stellt zudem Einbände, Ringbücher, Mappen und Schachteln in Einzelstücken oder Kleinserien her. «In diesem Bereich ist Planen und Organisieren gefragt», ergänzt Ausbilder Jan Fluri. Auch die Trockenreinigung gehört dazu: Auf Emmeneggers Tisch befindet sich nämlich noch eine Schachtel mit beschrifteten Einzelblättern, die sie alle mit einem Latexschwamm vorsichtig abwischen wird. Die Trockenreinigung von Dokumenten muss in einem Archiv regelmässig durchgeführt werden – gehört aber nicht unbedingt zu Emmeneggers Lieblingsbeschäftigungen.

Sie mag das Kreative lieber. Ihr Herz schlug schon immer für Papier und Bücher. «Ich habe als Kind gern gebastelt und kleine Schachteln hergestellt oder Origami gefaltet», erinnert sie sich. Die Lehrstelle im Staatsarchiv war deshalb ein Glücksfall. Nach dem 10. Schuljahr und einem gestalterischen Vorkurs hatte sie endlich den Traumjob gefunden. Ihre Mutter hatte die Stellenbeschreibung beim Staatsarchiv gesehen und ihre Tochter zum Schnuppern animiert. «Vom ersten Tag an wusste ich: Da will ich hin», sagt Emmenegger. Die Kombination aus Haptischem und Gestalterischem gefalle ihr besonders gut. Sie habe danach keine einzige andere Schnupperlehre mehr gemacht.

Seit ihrem Stellenantritt Anfang August hat Emmenegger nun einerseits den Umgang mit den Maschinen, die in der Werkstatt stehen, gelernt: Schneiden, Leimen, Stanzen, Pressen. Andererseits konnte sie ihr handwerkliches Geschick bereits unter Beweis stellen. Auf ihrer Werkbank stapeln sich nicht nur die Notizbüchlein und die Akten zur Reinigung. Es steht auch eine beige Schachtel mit einem Deckel da. Darin befindet sich quasi das gesamte Manual der Buchbindetechniken: 15 verschiedene kleine Büchlein mit festem Einband oder broschiert, jedes in einer anderen Bindeart – Französische, Englische, Schweizer Broschur, Freirückenbroschur und wie sie alle heissen – jedes von Emmenegger hergestellt. «Für meinen Job braucht es eine gute Feinmotorik und eine ruhige Hand», sagt sie. Den Computer benötige sie eher selten: «Ich mache das meiste von Hand oder mit handbetriebenen Maschinen. Den Laptop benutze ich nur für die Schule.»

Neben Zoé Emmenegger ist Melanie Eugster im dritten Lehrjahr zur Bindetechnologin im Staatsarchiv tätig. «Wir sind vermutlich das einzige Staatsarchiv in der Schweiz, das diese Ausbildung anbietet», erklärt Jan Fluri, auch er ein Handbuchbinder. Insgesamt sind im «Team Buch» neben ihm noch zwei Handbuchbinderinnen und die beiden Lernenden sowie verschiedene Praktikantinnen beschäftigt. Emmenegger ist denn auch schweizweit eine von ganz wenigen Binde-



Alles Handwerk: Bindetechnologin Zoé Emmenegger beim Leimen eines Buchrückens (l.) und im Papierlager der Abteilung Beständeerhaltung.

technologinnen. «Wir sind in der Berufsschule nur zu dritt», sagt sie. Auch in der «Schwesterdisziplin», in der Bindetechnologen und -technologinnen für die Industrie ausgebildet werden, um in Buchbindereien und Druckereien zu arbeiten, absolvieren nur wenige die Lehre. «Der Markt für unseren Beruf ist sehr klein», erklärt Tara Boselli. Ob Zoé Emmenegger nach ihrer vierjährigen Lehre im Staatsarchiv Zürich bleiben kann, ist deshalb noch offen.

Die Arbeit des Staatsarchivs, die sei schlicht zukunftsweisend für den modernen, demokratischen Rechtsstaat, ergänzt Staatsarchivar Gnädinger: «Die Originaldokumente, die hier für alle zugänglich sind, zeugen von staatlichem Handeln in der Vergangenheit. Jede Generation muss sich ihr eigenes Bild der Geschichte machen können. Die Quellen bleiben die gleichen, dafür sorgen wir, aber deren Interpretation soll sich ändern können.» ●



Das reale Kinderparadies

Von Andrea Bleicher

Elf. Oder in Ziffern: 11. Eine eher bescheidene Menge, nicht mal ein volles Dutzend, der Umfang einer Fussballmannschaft, die kleinste Schnapszahl.

Aber 11 macht Luzern besonders. Reicht, um der kinderfreundlichste Kanton der Schweiz zu sein. Elf Luzerner Gemeinden tragen das Unicef-Label «Kinderfreundliche Gemeinde», im ganzen Land sind es 66, im Kanton Zürich vier.

Da gilt es, aufzuholen.

Seit dem Frühjahr 2024 fördert die Koordinationsstelle Teilhabe in einem Pilotprojekt die Bemühungen, ein bisschen luzernischer zu sein. In Zusammenarbeit mit «okaj zürich», der kantonalen Kinder- und Jugendförderung und Unicef Schweiz & Liechtenstein unterstützt man Zürcher Gemeinden auf ihrem Weg, die Auszeichnung des Kinderhilfswerks zu erlangen. Schweizweit ist das ein Novum.

Bloss: Was heisst denn «kinderfreundlich»? Ein Bulleerbü voller Hüpfburgen und Bällebädern? «Der erste Eindruck ist ernüchternd», schrieb die Zeitschrift «Wir Eltern» bei einem Besuch in Wauwil, dem Dorf im Luzerner Mittelland, das 2009 als erstes überhaupt die Unicef-Auszeichnung erhielt. «Wo sind die Rodelbahnen und Freizeitparks? Die Trampoline und Schleckbuden?» Nichts unterscheide den Ort von seinen Nachbargemeinden.

Erst auf den zweiten Blick erschloss sich, was denn in Wauwil anders war. «Partizipation» heisse das Schlüsselwort, stellte «Wir Eltern» fest. Was spröde klingt, bedeutet schlicht das Recht der Kinder mitzureden, mitzuplanen – und mitzuentscheiden. Nicht

einmal, sondern immer wieder. Gleich zu Beginn der Label-Bewerbung lud Wauwil die Kinder zu Workshops ein. In den «Zukunftswerkstätten» erarbeiteten sie Visionen, listeten Wünsche auf. Nicht alles klappte. Gab es doch auch ein Budget und bauliche Vorschriften einzuhalten. Aber über ein Beachvolleyballfeld und einen Spielturm auf dem Pausenplatz liess sich diskutieren. Die Mitsprache der Kinder hat sich über die Jahre in Wauwil institutionalisiert. Klassenräte, abgestuft nach Alter, halten Vollversammlungen ab, wenn ihre Meinung gefragt ist. In einem Briefkasten lassen sich Wünsche deponieren. Und es gibt ein Jugendparlament. Von diesen Gremien lässt sich der Gemeinderat nicht nur bei Schulthemen beraten. Zum neuen Siedlungsleitbild etwa, hörte man die Kinder und Jugendlichen an.

In Zürich ist Meilen eine der Gemeinden, die im Pilotprojekt mitmachen. «Natürlich kann man auch ohne Label kinderfreundlich sein», sagt Andrea Maissen, Leiterin der Fachstelle Kinder und Familien in der Seegemeinde. «Aber uns ging es darum, systematisch zu überprüfen, wie gut wir wirklich abschneiden und wo eine Weiterentwicklung bezüglich der Kinderfreundlichkeit möglich ist.»

Fünf Schritte absolviert Meilen unterwegs zur Unicef-Zertifizierung. Dazu gehören eine Bedürfnisanalyse, ein Aktionsplan, eine Evaluation. Im Herbst 2025 hofft Meilen dann, ganz offiziell kinderfreundlich zu sein. Dann stünde es: Zürich 5. Luzern 11. Vorläufig. Denn die Projektkooperation soll weitergehen. Die Zürcher Aufholjagd ist noch nicht vorbei. ●

Jugend ohne Gott?

Von Nina Yehia

Noch vor fünfzig Jahren gehörten fast alle in der Schweiz lebenden Personen der reformierten oder der katholischen Kirche an. Inzwischen hat die Zahl derer, die regelmässig in die Kirche gehen, abgenommen und die Anzahl der Kirchenaustritte häuft sich. Woran liegt das?

Das interessiert auch die Wissenschaft. Der diesbezüglich meistdiskutierte Erklärungsansatz ist die Säkularisierungstheorie.

Grundsätzlich geht sie davon aus, dass sich der religiöse Wandel in Europa und Nordamerika auf institutioneller, gesellschaftlicher und individueller Ebene vollzieht.

In der Schweiz haben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in diesem Feld vor allem für den Ansatz der Kohorten-Säkularisierung unterstützende Hinweise gesammelt. «Kohorte» meint in diesem Zusammenhang, vereinfacht gesagt, eine Generation. Laut dieser Theorie ist die Sozialisierung einer Generation entscheidend für deren Religiosität. Während ältere Generationen noch stark religiös sozialisiert wurden, nimmt dieser Einfluss bei den nachfolgenden Generationen zunehmend ab.

Die Gründe dafür sind so unterschiedlich wie die Lebensrealitäten der verschiedenen Generationen.

Jüngere profitieren beispielsweise von einem einfacheren Zugang zu Bildung, sind von klein auf einer Vielfalt von Lebensstilen ausgesetzt und finden sozialen Anschluss auch Abseits von Glaubensgemeinschaften.

Die Identität einer Person wird vor allem im christlichen Kontext nicht, wie es noch vor fünfzig Jahren der Fall war, über die Religion oder die Konfessionszugehörigkeit definiert. Hinzu kommt: Menschen in Nordeuropa, wo die Säkularisierung am stärksten fortschreitet, sind nicht länger auf die Kirche als soziale Institution angewiesen. Denn Länder mit einem starken Sozialstaat verfügen über Auffangnetze, die die meisten Aufgaben übernehmen, die vormals der Kirche zukamen. Die Folge: Die Kirche verliert an Sichtbarkeit und Bedeutung.

Neuste Studien aus Deutschland und der Schweiz zeigen, dass die Kirchen während der Corona-Pandemie und nach Ausbruch des Ukraine-Krieges zwar wichtige Anlaufstellen für den Staat und die Gesellschaft waren. Dennoch schafften sie es nicht, ihre Angebote bekannter zu machen. Immer mehr Eltern der Generationen Y und Z entscheiden sich dazu, ihre Kinder nicht taufen zu lassen. Schulen setzen auf «teaching about religion» anstatt «teaching in religion».

All dies führt dazu, dass die nachfolgenden Generationen vor allem im christlichen Umfeld verhältnismässig weniger christlich religiös sozialisiert werden. Jede nachfolgende Generation ist somit weniger religiös als die vorhergehende.

Die Jugend ist zunehmend ohne Gott. Aber stimmt das so? Die Tendenz ist eindeutig: Die Zahl der christlichen Gläubigen nimmt bei uns über Generationen hinweg ab. Was dabei übersehen wird: Studien aus verschiedenen Forschungsbereichen zeigen, dass die Religion in schwierigen Lebenssituationen für viele Jugendliche dennoch eine wichtige Stütze bleibt.

Dies hat mehrere Gründe. Einerseits finden Jugendliche in einer religiösen Gemeinschaft sozialen Anschluss. Religiöse Traditionen bieten zudem Halt und Antworten auf Fragen in einer sich schnell verändernden Welt. Jugendliche können sich für den Erhalt von religiösen Traditionen einsetzen und haben so das Gefühl, etwas Wichtiges fortführen zu können. Religion macht für viele weiterhin einen wichtigen Bestandteil ihrer Identität aus. Vor allem stark gläubige Jugendliche in Freikirchen, christlichen, jüdischen und muslimischen Gemeinschaften und Jugendliche mit Migrationshintergrund haben eine besonders ausgeprägte religiöse Identität. Die Religionslandschaft im Kanton Zürich ist heute vielfältig und multireligiös. Und während sich immer weniger Jugendliche dazu entscheiden, einer christlichen Konfession anzugehören, zeigt sich bei

anderen Konfessionen oder Religionen ein gegenteiliges Bild: Die Anzahl an Jugendlichen mit freikirchlicher, hinduistischer, jüdischer oder muslimischer Konfessionszugehörigkeit bleibt stabil oder nimmt sogar leicht zu.

Aber auch die etablierten Religionsgemeinschaften im Kanton Zürich kämpfen um jugendliche Mitglieder. Die katholische und die reformierte Kirche investieren in die Jugendarbeit: Sie bieten Jugendtreff-

punkte, Jugendverbände wie die Jubla (Jungwacht-Blauring) und Pfadi, Jugend- und Familienlager, Jugendkirchen wie die reformierte Streetchurch Zürich oder die Jugendseelsorge der katholischen Kirche.

Zudem gibt es im Kanton Zürich mit der youngCaritas eine von der katholischen Kirche unterstützte

Organisation, welche sich für die soziale Integration von jungen Menschen einsetzt. Auch die jüdischen und muslimischen Gemeinschaften intensivieren die Arbeit mit Jugendlichen. Sie bieten beispielsweise Synagogen- beziehungsweise Moscheeführungen für Jugendliche und Schulen an oder verfügen über gut organisierte Jugendvereine.

Jugend ohne Gott? So absolut stimmt das also nicht: Vor allem in schwierigen Lebenssituationen, in Zeiten von Krisen und Unsicherheiten, vertrauen grosse Teile der heutigen Jugend nach wie vor auf Gott, Götter oder etwas Gottähnliches wie zum Beispiel Karma, Schicksal oder einer höheren Macht. ●

Religion macht für viele weiterhin einen wichtigen Bestandteil ihrer Identität aus.

Grosse Klasse

**Ein Schulschatz der besonderen Art liegt
im Staatsarchiv: Die Fotografen Hubert
und Walter Haagmans haben durch
die Jahrzehnte Tausende von Zürcher
Schulklassen fotografiert.**

Wendepunkte 4



1927, Freie Evangelische Schule Zürich, Sekundarschule.



1929, Primarklasse aus dem Zürcher Sihlfeld-Schulhaus während der Seegfröni.

Von Andrea Bleicher

Da steht er, der Lehrer in der grünen Manchesterhose. Den Arm keck in die Seite gestützt, erinnert er an John Travolta im Tanzfilm «Saturday Night Fever». Dass dieses fotografische Kleinod der Nachwelt erhalten geblieben ist, verdanken wir Walter Haagmans. Schon sein Vater Hubert war ab 1926 im Kanton Zürich als Schulfotograf unterwegs, 1960 übernahm Walter das Geschäft. Mehr als 50 000 Schulklassen mit mehreren hunderttausend Schülerinnen, Schülern und Lehrpersonen hatten die beiden vor der Kamera. Vieles habe sich während seiner langen Berufskarriere verändert, erklärte Walter Haagmans 2005 der NZZ. Die Klassen seien kleiner, die Haare der Schüler zuerst länger und dann wieder kürzer geworden, die Kleider bunter, die Lehrer weniger autoritär. Gleich geblieben sei aber eines: Im Moment der Aufnahme hätten sich auch die ärgsten Spassvögel brav in Pose geworfen. «Spätestens, nachdem ich sie gewarnt hatte, sie müssten sich auf dieser Foto bis ans Lebensende anschauen.» Nach dem Tod Haagmans übernahm der Lehrmittelverlag das Archiv des Schulfotografen, digitalisierte die Aufnahmen und übergab die 105 000 Originalbilder im Jahr 2007 dem Staatsarchiv. Und so erzählen die Fotos jetzt Geschichte – der Schule, der Jugend im Kanton Zürich – oder auch nur des eigenen Vo-ku-hi-la, den man sich mit David Bowie als Frisuren-Vorbild schneiden liess und längst vergessen glaubte.



**Nach dem eigenen Klassenfoto suchen?
Der QR-Code führt in die Bestände (1927 bis 1990)
des Staatsarchivs Zürich.**

Wendepunkte 4



1951, Sekundarklasse aus Uster/Nänikon.



1965, Sekundarklasse aus dem Zürcher Schulhaus Hirschengraben.

Historische Klassenfotos



Fotos: Staatsarchiv

1979, Realklasse der Schule Aemtler B in Zürich.

Wendepunkte 4



1978, Sekundarklasse aus dem Schulhaus Zentral in Dietikon.



1989, Realklasse des Schulhauses Rosenau in Winterthur-Töss.

Martinsons Irrtum

Von Jérôme Endrass und Astrid Rossegger

In den frühen 1970er-Jahren geriet die US-amerikanische Gesellschaft ins Wanken. Kaum war der Vietnamkrieg beendet, erschütterten die Ölpreiskrise und der Watergate-Skandal das Land. Letzterer entlarvte die Machenschaften der Nixon-Administration und führte schliesslich zu Nixons Rücktritt.

Gleichzeitig brach mit dem Tuskegee-Skandal im Gesundheitswesen ein weiterer Sturm los: Es stellte sich heraus, dass afroamerikanischen Männern in Alabama während Jahrzehnten trotz vorhandener Heilmittel eine Syphilis-Behandlung verwehrt worden war. Die Aufarbeitung des Skandals brachte institutionellen Rassismus und Missbrauch in der Forschung ans Licht. Parallel dazu hielt der mühsame Kampf um Bürgerrechte an. Während in manchen US-Bundesstaaten noch interethnische Ehen verboten blieben und Schwarze de facto vom Wählen ausgeschlossen waren, löste das «Busing» – ein umstrittenes Instrument zur schulischen Integration – hitzige Debatten aus. Auch ein junger Senator namens Joe Biden mischte dabei mit und sprach sich gegen diese Form der Desegregation aus.

In diesem explosiven Spannungsfeld aus politischem Misstrauen, wirtschaftlichen Turbulenzen und dem anhaltenden Ringen um Bürgerrechte schrieb Amerika Anfang der 1970er-Jahre ein Kapitel im Umgang mit Straftätern, das bis heute nachhallt. Denn genau

in dieser aufgeheizten Atmosphäre wurde eine sozialwissenschaftliche Studie veröffentlicht, die erhebliches politisches Sprengpotenzial barg: Der Soziologe Robert Martinson legte eine umfassende Übersichtsarbeit zu der Frage vor, ob psychosoziale Programme das Rückfallrisiko bei straffällig gewordenen Jugendlichen und Erwachsenen tatsächlich senken können.

Er untersuchte sowohl die Wirksamkeit von Gruppenangeboten als auch von Interventionen im Einzelsetting – von Therapieansätzen über Lern- und Ausbildungsprogramme bis hin zu verschiedenen Unterstützungsmassnahmen.

Nach eingehender Sichtung der verfügbaren Daten gelangte Martinson zu dem Schluss, dass es keine wissenschaftliche Grundlage für die Annahme gebe, dass psychosoziale Interventionen das Rückfallrisiko spürbar verringern könnten.

Sehr zu seinem Ärgernis wurden diese Ergebnisse zunächst von den zuständigen Behörden unter Verschluss gehalten. Über mehrere Jahre hinweg geschah nichts und Martinson wurde gar untersagt, seine Erkenntnisse zu veröffentlichen.

Schliesslich jedoch gelang ihm die Veröffentlichung – zu einer Zeit, in der soziale Unruhen das Land erschütterten und die Jugendkriminalität Rekordstände erreichte. Martinsons Ergebnisse fanden nicht

nur in Fachkreisen Beachtung, sondern wurden auch zur Hauptsendezeit in den Nachrichten diskutiert. Der Tenor lautete: Angesichts steigender Jugendkriminalität gebe es kaum wirksame Alternativen zur Inhaftierung der betroffenen Jugendlichen. Es sei weder zu erwarten, dass durch therapeutische noch durch erzieherische Massnahmen entscheidende Verbesserungen erzielt werden könnten.

Martinson war jedoch keineswegs ein konservativer Hardliner oder Befürworter reaktionärer Strafmassnahmen. Vielmehr war er ein liberaler Sozialwissenschaftler und Kriminologe, der sich aktiv in der Bürgerrechtsbewegung engagiert hatte – ein Engagement, das vorübergehend sogar zu seiner eigenen Inhaftierung führte.

Seine Forschungsergebnisse, die später als «Nothing Works»-Paradigma bekannt wurden, bildeten eine der zentralen kriminologischen Arbeiten jener Zeit und zogen weitreichende Konsequenzen für die Forensik und den Justizvollzug nach sich. Zeitgleich publizierten zwei renommierte Soziologen die Ergebnisse empirischer Arbeiten, die die Grenzen forensischer Risikoeinschätzungen aufzeigten und die Aussicht auf erfolgreiche Resozialisierung infrage stellten.

Das «Nothing Works»-Paradigma wurde in der politischen Debatte stark rezipiert und beeinflusste massgeblich die Ausgestaltung der Strafpolitik der folgenden Jahrzehnte. Die Hoffnung auf rehabilitative Ansätze wurde durch eine stärkere Betonung sanktionierender Massnahmen ersetzt. War eine Sanktion nicht hinreichend effektiv, wurde sie verschärft – die Schwelle für Inhaftierungen sank und die Unterbringungsdauer nahm zu.

Diese Überzeugung, dass Strafen ein wirksames Mittel gegen Jugendkriminalität sind, führte zu einer dras-

tischen Zunahme von Inhaftierungen junger Straftäter, wobei afroamerikanische Männer überproportional betroffen waren.

Die Inhaftierten erhielten selten Zugang zu therapeutischen Programmen oder Bildungsmassnahmen, die ihre Chancen auf eine erfolgreiche Wiedereingliederung hätten verbessern können. Rehabilitative Angebote, wie Berufsausbildungen oder strukturierte Tagesabläufe, blieben Mangelware.

Gesetzliche Reformen verschärften diese Problematik weiter: Vorbestrafte verloren in vielen Bundesstaaten grundlegende Bürgerrechte wie das Wahlrecht. Zudem wurden Sexualstraftäter verpflichtet, sich in öffentlich einsehbaren Registern erfassen zu lassen – ohne Möglichkeit zur Löschung.

Während europäische Länder wie Deutschland jungen Erwachsenen

in bestimmten Fällen ermöglichten, unter Anwendung des Jugendstrafrechts beurteilt zu werden, verschärften zahlreiche US-Bundesstaaten ihre Gesetzgebung und verurteilten Jugendliche zunehmend nach Erwachsenenstrafrecht.

Dies führte dazu, dass Minderjährige lebenslange Haftstrafen erhielten, häufig ohne Aussicht auf Bewährung. In einigen Fällen reichte es aus, dass Jugendliche am Tatort eines schweren Verbrechens anwesend waren, um zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt zu werden – selbst ohne direkte Tatbeteiligung oder Absicht.

Die rigiden Strafgesetze trugen massgeblich dazu bei, dass die USA eine der weltweit höchsten Gefängnispopulationen aufweisen – sowohl in absoluten Zahlen als auch im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung. Die Inhaftierung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen entwickelte sich zudem zunehmend zu einem lukrativen Geschäftsfeld: Privatunternehmen übernahm-

Vorbestrafte verloren in vielen Bundesstaaten grundlegende Bürgerrechte.

men den Betrieb von Gefängnissen und boten Dienstleistungen wie Verpflegung, Telekommunikation und Sicherheitslösungen an.

Die ökonomischen Kosten dieser Politik waren erheblich. In Kalifornien flossen fast acht Prozent des Staatshaushalts in den Justizvollzug – etwa viermal so viel wie im Kanton Zürich. Diese Ausgaben lösten schliesslich eine kritische Auseinandersetzung mit der Wirksamkeit und dem Kosten-Nutzen-Verhältnis der bestehenden Sanktionspraxis aus.

Und die Ergebnisse waren eindeutig: Empirische Studien zeigten, dass insbesondere junge Männer zu den Gruppen mit dem höchsten Rückfallrisiko gehörten. Gleichzeitig sprach diese Gruppe auch auf neue Formen der Therapie an. Therapieprogramme, die delikt-relevante Risikofaktoren berücksichtigen.

Als besonders wirksam in der Rückfallprävention erwiesen sich intensive therapeutische Programme, wie die multisystemische Familientherapie.

Diese intensiven Programme waren zwar teuer, aber von Ökonomen aufgestellte Kosten-Nutzen-Analysen verdeutlichten, dass sich aufwändige therapeutische Massnahmen langfristig auszahlen, da sie Rückfallraten signifikant reduzierten.

Sanktionierende Programme hingegen – insbesondere solche, die auf Abschreckung und Drill setzten – erwiesen sich als ineffektiv und führten in vielen Fällen gar zu höheren Rückfallraten. Meta-Analysen bestätigten, dass rehabilitative Massnahmen den repressiven Strategien deutlich überlegen waren – sowohl hinsichtlich der Rückfallprävention als auch im Hinblick auf ökonomische Effizienz.

Die Praxis der «Mass Incarceration» trug in den USA somit nicht zur Erhöhung der öffentlichen Sicherheit

bei, sondern erwies sich als kostenintensive Fehlentwicklung.

Gleichzeitig führte sie dazu, dass die neu errungenen Freiheitsrechte der afroamerikanischen Bevölkerung erheblich eingeschränkt wurden: Jeder sechste afroamerikanische Mann erlebte mindestens einmal eine Inhaftierung, jeder dritte wurde mindestens einmal verurteilt – oft einhergehend mit dem Verlust grundlegender Bürgerrechte wie dem Wahlrecht.

Die Arbeit Martinsons wurde zunächst als bahnbrechender Durchbruch gefeiert, doch rückblickend erwies sich ihre öffentliche Rezeption als irreführend.

Seine Ergebnisse wurden allzu stark verkürzt dargestellt. Tatsächlich war der Forschungsstand zu Beginn der 1970er-Jahre äusserst dünn: Zwar liessen sich die positiven Effekte therapeutischer Interventionen damals nicht belegen, doch gab es ebenso wenig Hinweise darauf, dass harte Strafen oder Abschreckung wirksam wären.

Die wissenschaftlichen Befunde waren noch nicht belastbar. Es gab nur wenige empirische Studien, und diese waren oft methodisch schwach angelegt. Hinzu kam, dass sich therapeutische Programme noch in den Kinderschuhen befanden.

Martinson selbst war entsetzt über die weitreichende, einseitige Interpretation seiner Erkenntnisse. Obwohl er versuchte, diese Fehlinterpretationen richtigzustellen, hatte er kaum Einfluss auf die öffentliche Debatte.

1979 setzte Robert Martinson seinem Leben ein tragisches Ende, indem er aus dem neunten Stockwerk seines Wohnhauses sprang. Seine Forschung hatte weitreichende und komplexe Folgen für die Kriminalpolitik und prägte das Schicksal einer ganzen Generation junger Straftäter in den USA. ●

Therapeutische Programme befanden sich noch in den Kinderschuhen.



Karin Baltisberger

Kopfüber ins Jungunternehmertum

Karin Baltisberger in
ihrem Büro in Dietlikon.
Ihr gehört eine der
9000 Firmen, die jedes
Jahr im Kanton Zürich
gegründet werden.

Von Karin Baltisberger (Text) und Dan Cermak (Bilder)

Mit dem Eintrag am 18. Oktober 2022 im Handelsregister kaufte ich mir ein Ticket für die Achterbahn der Gefühle. Und damit bin ich nicht allein. Jedes Jahr wagen über 9000 Firmen im Kanton Zürich die Fahrt ins Ungewisse.

Soll ich oder soll ich nicht? Meinen sicheren Job bei der Versicherung verlassen und mein eigenes Unternehmen gründen? Meine 20-jährige Karriere hinter mir lassen und mit knapp 40 nochmals ganz von vorne beginnen? Schliesslich war klar: Ich sagte Nein zu den Ausreden und Ja zu den Möglichkeiten. Ich wurde Jungunternehmerin! Meine Geschäftsidee hielt ich für bestechend: Von mir entwickelte Bücher, Karten und Sticker, die Yoga-Praktizierende und -Lehrende dabei unterstützen, eigene Yoga-Sequenzen zu erstellen und ihre Praxis auf einfache und visuell ansprechende Weise zu vertiefen.

Ich setzte mich also in den Achterbahnwagen, legte den Schulterbügel an und atmete tief ein. Es ging steil nach oben. Mein erstes Produkt verkaufte sich in wenigen Wochen über tausend Mal in die ganze Welt. Sicher auch dank meiner 120 000 Follower auf Instagram. Doch die Achterbahn sauste gleich wieder in die Tiefe, als ich merkte, wie kompliziert es ist, Produkte aus der Schweiz ins Ausland zu versenden. Umständlich, teuer, unzuverlässig. Ein Alptraum für jede Jungunternehmerin. Fast drei Monate lang kümmerte ich mich ausschliesslich um die Verbesserung des Versands. Das Resultat: befriedigend, aber nicht überwältigend.

Der Rest meines ersten Jahres lief ernüchternd. Etwa so, als wenn man auf der Wildwasserbahn einen ordentlichen Gutsch Wasser erwischt und nicht mehr so recht trocken wird. Buchhaltung, technische Probleme und EU-Regulatorien hielten mich davon ab, das zu tun, was ich wollte: inspirierende Produkte für meine Community zu kreieren. Mein zweites Buch kam viel zu spät heraus, verpasste das Weihnachtsgeschäft und verkaufte sich nur schleppend. Ein neues Produkt musste her. Schnell!

In meinem Büro in Dietlikon bastelte und experimentierte ich mit Prototypen. Ich wollte es meinen Kundinnen und Kunden ermöglichen, dass sie Yoga-Flows mit Strichfiguren erstellen können, ohne dafür zeichnen zu müssen. Die Idee der Yoga Flow Stickers war geboren. Und sie schlug ein. Auf dem Yoga-Markt, auf dem es schon fast alles gab, durchaus ein Erfolg.

Die Bahn ging wieder steil nach oben, höher denn je zuvor. Nun begann auch ich wieder an mein Business zu glauben und grösser zu denken. Die Weichen für 2025 waren gestellt. Ich war bereit für eine noch wildere Achterbahn. Mehr Risiko, mehr Gefühle. Hoffentlich auch mehr Fahrtwind und Vergnügen. Am Ende zählt nicht die Anzahl der Höhen und Tiefen, sondern der Mut, immer wieder einzusteigen und die Fahrt zu geniessen. ●

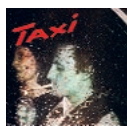


**Nur zu Fotozwecken im Gesicht:
Yoga-Flow-Sticker, entworfen
von Karin Baltisberger.**

Forever Young

Bücher, Filme, Alben für die (Ex-) Jugend

Von Andrea Bleicher



Album
In der DNA
angekommen

Falls es noch einen Beweis brauchte, dass Alter nur eine Zahl ist: bitte. Mit 79 gab Dominique Grandjean, Sänger der Zürcher Kultband Taxi, ein Comeback. «Campari Soda», aufgenommen 1977, ist der grösste Hit des Musikers, der auch Psychiater ist – oder umgekehrt. Es freue ihn, wenn er in seiner Praxis Patientinnen und Patienten begrüßen dürfe, die ihm das Lied vorsingen könnten: «Ich finde das sehr schön. Es gibt mir das Gefühl, ich sei ein bisschen in der Schweizer DNA angekommen», erzählte Grandjean dem «Tagblatt». Als Einflüsse für seine Kompositionen nennt er die Punkband Ramones und die Elektropioniere von Kraftwerk. Und wenn man seiner neuen Band Grandjean zuhört, wird klar: Es gibt Musik, die bleibt für immer jung.

Es isch als gäbs mich nüme meh,
Taxi, auf Apple Music oder Spotify



Serie
Schlau, nicht
schlüpfrig

Peinlich, zärtlich, ungeschickt und mindestens genauso oft komisch: Die britische Coming-of-Age-Serie «Sex Education» versteht, was das Leben und Sex gemeinsam haben. Im Mittelpunkt steht Otis Milburn (Asa Butterfield), ein schüchterner Schüler, der zum Sextherapeuten für seine Mitschüler und Mitschülerinnen wird und auf dem Schulklo eine geheime Sexklinik einrichtet – inspiriert von seiner Mutter Jean (Gillian Anderson – ja, die von den «X-Files»), einer offenerherzigen Sexualtherapeutin. Nichts wird ausgelassen: Ichkrisen, Masturbationsversagen, sexuelle Selbstbestimmung. Teenager des 21. Jahrhunderts erkennen sich in der klugen Serie wieder und diejenigen von uns, die älter sind, wünschen sich, es hätte sie schon früher gegeben.

Sex Education, Laurie Nunn, vier
Staffeln, Netflix



Buch
Die Junkies
der Herzen

Ein skurriles britisches Hobby heisst «train spotting», «Züge gucken.» In Leith, einem heruntergekommenen Vorort von Edinburgh, fahren aber längst keine mehr. So halten denn die jugendlichen Antihelden von Irvine Welshs 1996 publiziertem Erstlingswerk «Trainspotting» nicht nach Zügen Ausschau, sondern nach dem nächsten High. Eine Junkie-Clique, verbunden durch Freundschaft, die manchmal auch gar keine ist. Verfilmt von Regisseur Danny Boyle wurde «Trainspotting» ein Symbol für die Jugendkultur der 1990er- Jahre: Ungeschönt stellt er die fatale Sehnsucht nach Freiheit dar, begleitet von einem ikonischen Soundtrack. Zu dem die Band Oasis nicht beitragen wollte, glaubte sie doch, es handle sich um einen Film über Züge («boring!»).

Trainspotting, Irvine Welsh, Heyne
Verlag

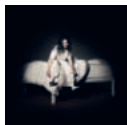


Album

Nach was riecht es hier?

Es traf den Nerv einer Generation: Das Album «Nevermind», das Nirvana 1991 veröffentlichte. Die Grungeband aus Seattle probte mit ihren mal melancholischen, mal lauten Songs den Aufstand gegen die saubere, gefällige Rockmusik. «Smells like teen spirit» wurde zur Hymne, Frontmann Kurt Cobain zum Idol der frühen 1990er-Jahre.

Never Mind, Nirvana, Spotify, Youtube Music, Apple Music



Album

Weinen und tanzen

«Wie eine Veranstaltung im Jugendzentrum», schrieb die «Zeit», sei ein Fan-Event mit Billie Eilish. Die Sängerin, die als erster Megastar des digitalen Zeitalters gilt, sagte über sich selber, sie habe lange geglaubt, sie werde ewig ein Teenager sein. Nun: Zu den Liedern der Generation-Z-Ikone kann man nicht nur gut weinen, sondern auch gut tanzen.

When we all fall asleep, where do we go? Billie Eilish, Spotify, Apple Music



Buch

Inspiration wider Willen

In seinem autobiografischen Roman, der 1957 erschien, erzählt Jack Kerouac von der Suche nach dem Glück. Die beiden Hauptfiguren Dean Moriarty und Sal Paradise trampeln durch die USA und Mexiko, geben sich dem Rausch, dem Jazz und den Frauen hin. Das Buch inspirierte viele Hippies – obwohl Kerouac keine Jugendbewegungen mochte.

Jack Kerouac, On the Road, Rowohlt Taschenbuch



Album

Frauenstimmrecht im Hip-hop

Get ur freak on! Melissa Arnette «Missy» Elliott zeigte der männlich geprägten Hip-Hop-Szene ab Ende der 1990er-Jahre, wo es langgeht. Als einer der ersten weiblichen Rapstars demonstrierte sie, was eine Bitch wirklich war. Kein wertloses, stummes Miststück, das einfach zu gehorchen hatte. «Eine Bitch ist ein selbstbewusstes Mädchen», erklärte Elliott.

Miss E...So Addictive, Missy Elliott, Spotify, Youtube Music, Apple Music



Buch

Hasch, Heroin, Kinderstrich

95 Wochen stand es auf Rang 1 der «Spiegel»-Bestsellerliste: Das Buch, das auf Gesprächen mit der 15-jährigen Christiane F. beruht. Es erzählt, wie F. im Berlin der 1970er-Jahre mit 12 erstmals Hasch rauchte, mit 13 Heroin spritzte und mit 14 auf den Kinderstrich ging. 1981 verfilmte Uli Edel die Geschichte mit der Absicht, «das Lebensgefühl einer Jugend» einzufangen.»

Christiane F., Wir Kinder vom Bahnhof Zoo, Carlsen Verlag



Film

Unvergessenes Quintett

«Don't you forget about me», sangen die Simple Minds 1985 in John Hughes' trendsetzendem Teenager-Film «The Breakfast Club». Nein, wir haben sie nicht vergessen, die fünf Highschooler, die beim Nachsitzen über ihre Ängste und Sehnsüchte reden. Und die uns lehrten: Widerspenstigkeit, Intelligenz, Witz und Liebe sind dazu da, auskosten zu werden.

The Breakfast Club, John Hughes, auf Google Play und Apple TV



**Razzia im Autonomem
Jugendzentrum, Zürich, 1981**

Foto: ETH-Bibliothek Zürich,
Bildarchiv, Rolf Neeser

Die Macht der Jugend

**Eine kleine Geschichtslektion.
Ausgehend von einer grauen Jogginghose.**

Von Marco Guerini

Kürzlich traf ich mich mit meinem Onkel auf einen Kaffee am Bahnhof Stadelhofen. Die Gegend ist seit einiger Zeit ein beliebter Treffpunkt für Jugendliche. Das fiel auch meinem Onkel auf, und er mochte das lebhaft Treiben. Was ihm jedoch weniger gefiel, war die Kleidung der Jugendlichen. Seiner Meinung nach sahen alle gleich aus, ohne Stil. Besonders störten ihn die grauen Trainerhosen, die seiner Ansicht nach alle trugen.

Als Liebhaber von Trainerhosen konnte ich es mir nicht verkneifen, ihm eine kleine Geschichtslektion zu erteilen. Die Jeans, die er trug, waren die perfekte Vorlage, denn auch sie führten in der Vergangenheit zu Konflikten zwischen den Generationen.

In den 1950er-Jahren begannen meist männliche Jugendliche, sich nach amerikanischem Vorbild zu kleiden, inspiriert von Filmikonen wie James Dean und Musikern wie Elvis Presley. Die «Halbstarken» – wie sie abfällig genannt wurden – trugen Tolle, Lederjacken, Karohemden und Jeans. Vor allem Letztere schienen den Erwachsenen ein Dorn im Auge zu sein.

Ein SRF-Video von 1960 zeigt, wie «Halbstärke» die Gesellschaft sahen.

Die Antwort eines 18-Jährigen lässt tief blicken. Er ärgert sich über die «Spiessbürger», die ständig «herumnörgeln» und besonders die Bluejeans kritisieren. Im Gegensatz zur heutigen Kritik an Trainerhosen hatte das «Herumnörgeln» damals aber eine ganz andere Dimension. Jugendliche im Video berichten von wenig Freiheit, viel Zwang und Problemen mit der Polizei. Einige wurden wegen ihres Verhaltens und ihrer Kleidung sogar in Anstalten eingewiesen. Aber wie konnte ein Kleidungsstück wie die Jeans so viel Aufruhr verursachen?

Aus heutiger Sicht war das Verhalten der Heranwachsenden ein «Krieg der Zeichen» gegen die bürgerliche Ordnung, wie es der Kulturwissenschaftler Kaspar Maase ausdrückt. Jugendliche orientierten sich an der weniger formellen Kultur der USA mit ihrer egalitären Middle class. In Europa galt dies jedoch als vulgär, gar als Bedrohung des Abendlandes.

Besonders die Populärkultur, also die Kultur für alle, wurde als gefährlich eingestuft. Auch die arbeitende Klasse und speziell ihre Jugend galten seit dem 19. Jahrhundert als Bedrohung für die traditionelle Gesellschaftsordnung. Als die «Halbstarken», grösstenteils aus dieser Klasse stammend, die Populärkultur für sich entdeckten, schlugen bei vielen Erwachsenen die Alarmglocken.

Dennoch setzte sich der «American Way of Life» durch, da er besonders wegen der Freizeitkultur attraktiv war. Shopping, Kino und Ferien mit dem eigenen Auto versprachen Freiheit und Individualität. Neue Haushaltsgeräte wie der Staubsauger machten das Leben bequemer und Konsum war jetzt eine Möglichkeit, seinen Status zu zeigen.

Die Massenkultur verdrängte zunehmend die europäische «Hochkultur». Immer mehr Menschen hörten

Jazz, Rock 'n' Roll und Beat-Musik, sahen Hollywood-Filme im Kino und im eigenen Fernseher und lasen «Schundliteratur» wie Comics.

All dies begann mit «halbstarken» Jugendlichen, die mit Bluejeans und Rock 'n' Roll Spass haben wollten. Nach und nach adaptierte die Mittelklasse, wie sie im Nachkriegs-

europa neu am Entstehen war, diesen Lifestyle.

Versprach der Konsum in den 1950er-Jahren noch Freiheit und Individualität, so kippte die Wahrnehmung im nächsten Jahrzehnt. Der Vietnamkrieg und der Umgang mit der Schwarzen Bevölkerung im Zuge der Bürgerrechtsbewegung belasteten das Image der USA erheblich.

Zudem wurde Konsum zunehmend als gesellschaftlicher Zwang empfunden. Viele Jugendliche hinterfragten das bürgerliche Ideal des Fleisses und wollten nicht mehr «nur» für den Konsum arbeiten. Die Hippies – im deutschsprachigen Raum auch «Gammler» genannt – erklärten das Nichtstun zur Tugend. Sie grenzten sich von der Gesellschaft ab, frönten dem Müssiggang und verbrachten viel Zeit im Freien, um mit «Flower-Power» zurück zur Natur zu finden. Im Winter suchten sie oft die Wärme in Ländern wie Italien, Spanien, Marokko oder der Türkei. Damit ver-

Wie konnte ein Kleidungsstück wie die Jeans so viel Aufruhr verursachen?



Kampf um Freiraum: Jugendprotest im Zürich der 1980er-Jahre.

Foto: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Heinz Baumann

bunden war auch die Suche nach neuen Gesellschaftsmodellen.

Nach den Schrecken des 2. Weltkriegs, die zu dieser Zeit langsam in der Öffentlichkeit diskutiert wurden, hatte Europa für viele Jugendliche die Legitimität verloren. Nachdem sich auch die Hoffnung auf den «American Way of Life» zerschlagen hatte, suchten sie Inspiration in anderen Teilen der Welt, oft in der sogenannten «Dritten Welt».

Afghanistan und Indien wurden zu regelrechten Pilgerstätten für Aussteiger. Religiöse und philosophische Schriften aus diesen Ländern verbreiteten sich, Buddhismus, Meditation, Yoga und viele andere Praktiken gelangten in den Westen. «Gurus» wie etwa der

berühmt-berüchtigte Bhagwan, der täglich mit dem Rolls-Royce an seiner Anhängerschaft vorbeifuhr, fanden grossen Zulauf.

Junge Studierende hinterfragten Konsum und den damit verbundenen Kapitalismus auch politisch. Neue Ansätze fanden sie wiederum in der Ferne, zum Beispiel im «Roten Büchlein» von Mao Tse Tung, das einen neuen Kommunismus propagierte. Diese Suche nach Inspiration spiegelte sich in der Jugendkultur wider. Heranwachsende trugen Batikmuster aus Indien, Ponchos aus Südamerika und Lederaccessoires nach dem Vorbild indigener Völker. Kleidung zeigte oft viel Haut und der harte Kern der Hippies war sogar splinternackt, um möglichst «natürlich» zu sein.

Hinzu kam der Konsum von Drogen, insbesondere Haschisch, die ebenfalls das Gefühl der Naturverbundenheit förderten. Dasselbe gilt für die populäre Musik dieser Zeit. Ein gutes Beispiel ist der Reggae, der alle oben genannten Aspekte vereint.

Die Jugendkultur der 1960er-Jahre war nicht nur global orientiert. Beat-Musik, vertreten durch die Rolling Stones oder die namensgebenden Beatles, prägte diese Ära. Ende der 1960er-Jahre kamen dann die «Rocker» auf. Was sie verband, war der Wunsch nach Freiheit und Autonomie, aber auch nach Teilhabe und Mitbestimmung – also einem partnerschaftlichen Umgang zwischen den Generationen.

Die Beat-Bewegung versuchte dies, indem sie sich das Recht herausnahm, exzessiv zu tun, was erst den Erwachsenen vorbehalten war: Alkohol, Rauchen und Sexualität. Der Wunsch nach Partnerschaftlich-

keit kristallisierte sich schliesslich in den Protesten der 68er-Bewegung. Bekanntestes Beispiel in der Schweiz sind die Globuskrawalle in Zürich, bei denen Jugendliche für ein Jugendzentrum demonstrierten, in dem sie sich selbstbestimmt und ohne Erwachsene treffen wollten.

Viele dieser Forderungen versandeten jedoch im Laufe der 1970er-Jahre. Zum einen, weil Politik und Polizei repressiv vorgehen, zum anderen wegen des Ölpreisschocks 1973/74, der die wirtschaftliche Lage nach Jahren des Booms verschlechterte. Die Jugend hatte nun andere Probleme, und ihre Proteste verstummten. Der Zeitgeist war geprägt von wenig Hoffnung und dem Verschwinden der Utopien der 68er. Symbolisch dafür stand der Punk-Slogan «No Future», der aus dem Song «God Save the Queen» der Sex Pistols stammt. Viele Jugendliche resignierten, und der



**Kundgebung der Bewegung
Autonomes Jugendzentrum (AJZ)
im Volkshaus, 1981**

Foto: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv, Rolf Neeser

Wunsch nach Autonomie und einem gleichberechtigten Miteinander der Generationen schien in weiter Ferne. Zwar gab es vereinzelte Jugendhäuser als Treffpunkte, doch viele mussten auf öffentlichen Druck wieder schliessen.

Nach den USA und der «Dritten Welt» geriet nun die eigene Kultur und Gesellschaft in den Fokus jugendkultureller Strömungen. Punks griffen Symbole auf und deuteten sie um. Sie trugen Hakenkreuze und Mercedes-Sterne als Accessoires – obwohl sie weder Nazis noch Kapitalismus guthiessen.

Daraus entstand später der «New Wave» – auch «Neue Deutsche Welle» genannt, in der man schon mal zu «Der Mussolini» von DAF tanzte.

Ähnliches geschah auf der Strasse, als die Jugendproteste ab den 1980er-Jahren wieder aufflammten. Die Gründe dafür waren vielfältig. Der Umgang mit der Jugend war noch immer bevormundend, ausschliessend und in vielen Teilen der Gesellschaft gewalttätig. Das galt sowohl im Privaten als auch auf staatlicher Ebene.

Auffällige und unangepasste Jugendliche – auch als Ausgeflippte bezeichnet – wurden nicht selten in Erziehungsheime gesteckt und Freiräume für Heranwachsende waren rar. Diese Unzufriedenheit manifestierte sich in Zürich prominent in den Opernhauskrawallen und den Protestaktionen für das autonome Jugendzentrum (AJZ).

Junge Erwachsene brachten auf kreative, oft paradoxe Weise ihren Unmut über den Status Quo zum Ausdruck. Auch hier griffen sie bekannte Symboliken auf und überhöhten oder deuteten sie um. Ein berühmtes Beispiel sind «Herr und Frau Müller», zwei Jugendaktivist:innen, die verkleidet «die besorgten Bürger» nachahmten und in einer SRF-Sendung ein härteres Vorgehen der Polizei forderten – Armeeeinsatz, Napalm und Erschiessungen inklusive.

Die Jugendunruhen der 1980er-Jahre dauerten in der Schweiz fast vier Jahre. Sie führten endlich zu einigen bedeutenden Veränderungen, und der Umgang mit der Jugend änderte sich in vielerlei Hinsicht. Sie erhielt auf allen Ebenen mehr Mitsprache und auch

das Stimm- und Wahlrechtsalter wurde 1991 auf 18 Jahre herabgesetzt. Zudem bekam sie mehr Freiräume, zunächst in Jugend- und Kulturhäusern, später auch im öffentlichen Raum. Die Skater und die Techno-Kultur der 1990er- und 2000er-Jahre stehen stellvertretend dafür. Techno-Clubs belebten alte Industriegelände, Skater nahmen Strassen und Parks in Beschlag.

Wie zu Beginn dieser Jugendkultur-Geschichte war auch hier die Inspiration stark von den USA geprägt, was die Bedeutung von Hip-Hop / R'n'B untermauert. Alle drei Trends haben bis heute grossen Einfluss. So hat sich die Jugend – beginnend mit der Jeans – über Generationen hinweg einen partnerschaftlichen Umgang mit den Erwachsenen erkämpft. Sie erhielt nun mehr Freiheit und Autonomie, Mitbestimmung und Partizipation.

Zudem wurde die Gesellschaft insgesamt seit den 1970er-Jahren immer jugendlicher. Jugendlichkeit ist zum Ideal geworden und auch wirtschaftlich ein wichtiger Faktor. Gleiches gilt für den Sport als Konsumgut, aber auch als Lifestyle, bei dem die Jugend den Erwachsenen überlegen ist.

Dies macht deutlich, welche Gestaltungsmacht die Jugend hatte und hat. Ohne Jugendkulturen wäre unsere Gesellschaft wohl ungerechter und weniger freiheitlich.

Angesichts der letzten Monate, in denen in vielen Ländern rechtsextreme, autoritäre und frauenfeindliche Kräfte an die Macht gekommen sind, die zudem den menschengemachten Klimawandel leugnen, gibt dies Hoffnung. Noch im Jahr 2019 war «Klimajugend» das Wort des Jahres und ihr Protest gross und laut. Zudem gibt es eine lebendige feministische und queere (Protest-)Kultur, die auf kreative Weise auf Ungleichheit, Gewalt und Unterdrückung aufmerksam macht.

Das stimmt zuversichtlich für eine Zukunft, in der sich sowohl beim Klima als auch bei der Gleichstellung der Geschlechter etwas bewegt.

Und es lässt mich persönlich hoffen, dass bald alle Menschen das tragen dürfen, was sie wollen – auch Trainerhosen. ●

«Herr und Frau Müller» forderten ein härteres Vorgehen der Polizei.

Wir hätten da noch was

Nichts mehr zu lesen? Wir empfehlen die vergangenen Ausgaben von Wendepunkte



Wendepunkte 1

Widmet sich dem Justizvollzug, genauer der Hauptabteilung Forschung & Entwicklung. Ein Professor, der für die Wahrheitsfindung lügen lässt, ein Servierwagen im Impfeinsatz und andere Projekte bringen die Arbeit der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler näher.



Wendepunkte 2

Angehörige können ein Segen sein– und manchmal nerven sie auch. Aber was tun Gefangene, die nie von ihren Familien besucht werden, wie geht man mit einer Reichsbürgerin um, die sich weigert ihr Neugeborenes zu registrieren und welche Rolle spielen Angehörige sonst in der Arbeit der Ämter und Fachstellen der JI?



Wendepunkte 3

Die JI feiert ihr 25-jähriges Bestehen. Amüsante (Emil Steinberger über Beamte) und ernsthafte (Der Kampf gegen Konkursreiter) Geschichten aus der Geschichte und Gegenwart der JI zeigen die Vielfalt der Themen, mit denen sie sich befasst. «Langeweile ist schlimm» lautet denn auch der Titel des ersten Beitrages im Heft.

Die bisherigen Ausgaben von Wendepunkte lassen sich bei kommunikation@ji.zh.ch bestellen.



Nach dem eigenen Klassenfoto suchen?
QR-Code scannen und in
den Beständen (1927 bis 1990) des
Staatsarchivs Zürich stöbern.